

**Zeitschrift:** Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot  
**Band:** - (1817)

**Artikel:** Vermischte Geschichten  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-655650>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 29.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Gruß des neuen hinkenden Boten an seine Leser.

Da bin ich wieder, Gott Lob und Dank!  
Und ist mein Bein auch noch so frank.  
Der hinkende Bott, ein Ehrenmann,  
Langt wie der Storch so richtig an,  
Und alles kommt zu Stadt und Land:  
„Gottwillchen!“ und drückt ihm gar die  
Hand;  
„Gottwillchen!“ Gott willkommen, ja!  
Bin's selber, bin leibhaftig da!

Und poß, und tausend! wie mich's freut,  
Das ihr noch immer die Alten seyd;  
Bin just desgleichen so halter auch,  
Man darf's wohl sagen, der alte Gauch,  
Ein guter Freund von Spass und Scherz,  
Recht wohlgemuth und frisch um's Herz,  
Zu kluger Lehre anbet' geneigt,  
Wenn einer Lust zu lernen zeigt.

Na! seht euch, Nachbarn, rings herum!  
Ihr Weiblein auch! poß Drack wie stumm! —

Ja so! ihr meynt ich pländre fehl,  
Was weit in der Welt es abgesetzt.  
Nur Neues, heißt es, Neues her!  
Und wenn's am End' — — ein Fünd-  
lein wär'.  
Ist denn das Neue gar so gut? —  
Ich weiß mir Altes, das besser thut!

Endes mein Ranzen, — schaut! — ist  
voll;  
Die Welt macht's doch auch gar zu toll.  
Wenn Einer all die Thorheit schrieb,  
Was der und der, und jener trieb,  
Er kam in hunderlt Jahren kaum  
Vom Schweizerland zum Meeresschaum;  
Und über'm Meer ist wieder Land,  
Und wieder groß der Narren-Stand.

Drum hab ichs kurz und gut gemacht,  
Nur ein- und andres beygebracht,  
Draus man den Rest errathen kann,

E

Was Dummes Die und Der gethan.  
Darzwischen schieb' ich auch Bericht  
Wie Klages hier und dort geschicht;  
Wills einer merken, soll's mich freu'n,  
Und will er nicht, so — lass er's seyn!

Ein Tropf wird leicht ein ärgerer Tropf,  
Und g'scheuter wird leicht ein g'scheuter Kopf.

So halb und halb zu halben Narr'!  
Da haben wir wohl all' den Sparr'n.  
Die ganzen Narren die sperrt man ein.  
Dreyviertel Narren — o Noth und  
Pein!

Die kannst du gerben, stampfen, schläh'n,  
Sie fangen's immer närr'scher an.

Zeit hab' ich mich außer Athem gesungen.  
Geduld ein wenig mit meinen Lungen!  
Geduld, Geduld! — Es war einmal . . .  
Zeit kommen Geschichten — breit und schmahl!

### Die Insel St. Helena.

Wenig gekannte und beachtete Dörter werden oft eben so, wie vorher wenig gekannte Menschen, durch seltene Schicksale oder dadurch, daß sie mit außerordentlichen Personen in nähre Verührung kamen, allgemein merkwürdig und interessant. — So gleng es dem kleinen Elba; so gehet es jetzt der Insel St. Helena; sie liegt im südlich-atlantischen Weltmeer, 240 deutsche Meilen vom Aequator entfernt. Ihre Entfernung von Afrika beträgt 300, die von Amerika 450 Meilen. Aus der Ferne sieht diese Insel wie ein blauer Berg aus, der an seinem Fusse uneben und abgedacht erscheint, von der Mitte an aber sich sehr hoch erhebt. Man kann sie wegen ihrer Höhe und der sie umgebenden reinen Luft 14 bis 16 Meilen weit sehen. St. Helena besteht aus einem einzigen Felsen von kräftiger Gestalt, und bildet einen un-

regelmäßigen Haufen von zerrissenen Felsen und Hügeln, welche auf einmal vom Meere senkrecht emporsteigen, an verschiedenen Stellen ungeheure herabhängende Klippen bilden und durch enge Thäler oder vielmehr tiefe unregelmäßige Schluchten von einander getrennt sind. — Diese Insel wurde am St. Helenen-Tage, den 12. May (woher sie auch ihren Nahmen hat) Ao. 1502 durch den Portugiesen, Johann von Rhoa entdeckt, und von den Engländern im Jahr 1600 in Besitz genommen. Bei ihrer Entdeckung fand man weder Menschen, noch Säugetiere, noch Vögel auf derselben. Sie ist, nach einigen, vulkanischen Ursprungs, nach andern, der Überrest einer vulkanischen Zerstörung. Auf der Südseite derselben befindet sich eine sonderbare Gruppe von einzeln stehenden Felsenmassen, welche die Einwohner

Loth, Loths Weib und Tochter genannt haben. An der Küste findet man nur auf einer einzigen Stelle Sand. Diese Stelle heißt daher auch Sandy-Bay. Die Küstenhügel sind getrennt; im Innern der Insel stehen aber Hügel und Berge mit dem Berg Rücken in Verbindung, welcher die Insel durchschnüdet.

St. Helena hat eine reine und gesunde Luft, welche, trotz des heißen Himmelsstriches in dem sie liegt, doch sehr mäßig heiß ist. Gehölze mangeln ihr; sie hat die Sonne zweymal senkrecht, und ist oft einer langen anhaltenden Dürre ausgesetzt. Der Südostpassatwind wehet beständig auf derselben, welcher zugleich sehr lebensverlängend ist. Orlane wüthen hier nicht; und nur alle 10, 12 und 14 Jahre soll man hier Donner und Blitz wahrnehmen. — Die Einwohner von St. Helena werden selten krank, und die hier eintretenden Krankheiten sind niemals ansteckend und bösartig. Nur dem Schnupfen und Rheumatismus sind sie zuweilen ausgesetzt. Die krankhaftesten Mannschaft der Schiffe, welche an der Insel anlegen, wird in sehr kurzer Zeit wieder gesund.

Die Insel eignet sich zur Anpflanzung der Erzeugnisse mehrerer Himmelsstriche. Bis jetzt sollen indessen nur erst 9 bis 10 Arten von Bäumen und Sträuchern daselbst wachsen. Dahin gehören Eichen, Kastanien, Stechpalme, Bambusrohr, Palmen, Trauerweiden, Cypressen, Pomeranzen, Nephelbäume, Pisang, der Farrenkrautbaum, der Kohlbaum, die Kohlpalme, Gummi- und Olivenbäume. Dazwischen wachsen: Erdbeeren, Kaffeepflanzen, Wein, auch große blühende Aloestauden, sie wachsen sehr hoch. Endivien, Portulak, Mier-

fenchel, Sellerie, Wasserkresse und andre Grasarten sind hier einheimisch. Der Kirsch- und Birnbaum, so wie die Stachelbeere kommen hier nicht fort. Die Insel, welche von mehrern kleinen Bächen, die aus Quellen entspringen, bewässert wird, könnte noch mit weit mehrern ausländischen Gewächsen, als bisher geschehen ist, bepflanzt werden. Wegen der so oft eintretenden Trockenheit eignet sich St. Helena nicht zum Anbau des Getreides, und die Einwohner erhalten ihr Brodkorn aus sehr entfernten Ländern. Um sich nun, wenn die Zufuhr zu lange ausbleibt, vor Mangel zu schützen, haben sie Bataten, Kartoffeln, Yamswurzeln und den Pisang angepflanzt. Mehrere Palmarten und auch der Brodfruchtbau würden, wo, wie ein Reisender sagt, ein ewiger Frühling herrscht, sehr gut fortkommen; allein man legt sich nicht auf ihre Anpflanzung.

Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 3000, und besteht aus Engländern, aus Franzosen, die unter Ludwig XIV. auswanderten, und aus andern. Diese Menschen könnten hier ruhig und zufrieden leben; allein es ist nicht der Fall; denn die Meisten sehen ihre Lage für eine Art Verweisung an, und leben unter einander in großer Uneinigkeit. Nur so lange Schiffe auf der Rhede liegen, und die Einwohner beschäftigt sind, deren Bedürfnisse zu befriedigen, oder ihre Gäste zu unterhalten, oder Neuigkeiten vom Auslande zu hören, ruhen auch die unter ihnen herrschenden Zwistigkeiten. Allein wenn die Schiffzeit vorüber ist, dann geht auch die tanere Zwietracht in ihrer ganzen Stärke wieder auf. Geschäfte und Zeitvertreib haben sie nicht viel. Die Schiffzeit ausgenommen, wo sie ihren ländlichen

Aufenthalt verlassen und in James-Town oder Jakobstadt leben, bringen sie das übrige Jahr von einander getrennt, in ihren Gartenhäusern zu, welche durch Felsenstücke, Abgründe und Schluchten von einander geschieden sind. Die Reisenden, welche nach England auf Ostindienfahrern zurückkehren, nehmen ihre Wohnung in den Häusern der Einwohner, und erhalten Kost und Quartier gegen Bezahlung. Wendes soll sehr thuer seyn. Denn ein Pfund Schaf- oder Schweinefleisch wird mit 12 Groschen, ein Huhn oder eine Ente mit einem Holländischen Dukaten, ein Ei mit 3 Groschen verkauft. Die Ankunft der Ostindienfahrer ist die wichtigste Begebenheit des ganzen Jahres, welche die ganze Insel mit Freude belebt. Die Reisenden werden jubelnd aufgenommen und mit Schauspielen, Tänzen und Konzerten unterhalten.

Die Yamswurzeln und die Bataten sind hier ganz vorzestlich, und reichen nicht bloß für die Einwohner sondern auch für die Schiffe hin die hier landen. Die Rindviehzucht wird sehr stark getrieben, und das Rindfleisch ist sehr fett, saftig und wohlschmeckend. Außerdem giebt es viel Ziegen, Schaafe, etwas Wildpret, Rebhüner, Fasanen, Tauben, den Neihvogel Ostindiens und andere Vögel. Auch eine Art kleiner dauerhafter Pferde wird hier angetroffen. Das Meer ist sehr fischreich; nebst der Schildkröte werden 76 verschiedene Arten von eßbaren Fischen gefangen. Raub- und giftige Thiere giebt es auf St. Helena gar nicht; dafür aber unendlich viel Ratten, große Spinnen, dicke Fliegen und Heuschrecken. Zur Bearbeitung des Feldes, zum Fischfang und zur Bedienung des Hauses braucht man Neger, welche aus

Westindien, Guinea, Madagascar, oder vom Vorgebirge der guten Hoffnung eingeführt worden sind, die aber jetzt hier ausgehört haben Sklaven zu seyn.

Die Insel hat eigentlich keinen Hafen, und auch die Rheden sind nicht so groß, daß sie eine zahlreiche Flotte aufnehmen könnten, weil der Umsang des Ufers zu gering ist, wo die Schiffeanker werfen können. Es giebt nur einen Landungsplatz, der durch eine starke Batterie verteidigt wird. Unmöglich kann ein Feind St. Helena überfallen, es müßte denn ganz vernachlässigt seyn. Alle Schiffe müssen sich auf der Südostseite nähern, wo Bachen und Telegraphen sind, welche vier Stunden vorher Nachricht geben, ehe die Schiffe um den nördlichsten Punkt kommen können. Selbst in der Nacht gestattet die klare Atmosphäre, daß man die Schiffe in einer Entfernung von mehreren Meilen entdecken kann. Die Stadt James-Town, Jakobstadt, ist der einzige Ort auf der Insel; sie ist klein, aber regelmäßig. Sie besteht aus einer einzigen Straße, und hat nach Einigen 60 nach Andern aber 100 Häuser, die gewöhnlich aus 2 bis 3 Stockwerken bestehen, und viele Fenster mit kleinen Glasscheiben haben. Die Kirche mit einem stumpfen Thurme und die Wohnung des Gouverneurs sind die vorzüglichsten Gebäude. Das Thal, worin diese Stadt liegt, heißt das Jakobs-Thal, ist sehr schmal, und in der heißen Jahreszeit sehr warm. Rechts denn liegt der Leiter-Berg, auf welchem sich eine sehr starke Batterie mit Kanonen und Mörfern befindet, welche den Weg und das Thal sehr weit beherrscht. Dieser Berg ist so steil, daß man nur vermittelst eingehauener, und mit Brustwehren versehenen Steigen hinaufkommen kann. Auf dem Hochberge steht

die Citadelle; sie hat ein kleines Zeughaus, ein Magazin, einen ungeheuer tiefen Brunnen, der mit großer Mühe in den Felsen gehauen ist, und außer den Außenwerken noch ein Blockhaus mit mehrern Kanonen von schwerem Kaliber.

Ein Spanier, Namens Gonsales, wird auf der Rückkehr aus Indien frank, und mit einem Mohren auf St. Helena ausgefegt. Von dieser Insel erzählt er nun folgendes: Die schöne Insel St. Helena könnte man mit Recht nennen das irdische Paradies, denn nicht die Luft daselbst sehr gesund ist, sondern es ist auch das Erdreich sehr fruchtbar, und bringt häufig hervor alles, was zu Unterhaltung des menschlichen Lebens nöthig ist. Und bedarf die Sache keines Beweisthumus, weil auch die jungen Knaben in Spanien, wissen davon zu sagen, als welche von der Herrlichkeit dieser Insel von Andern viel haben erzählen hören, und verwundere ich mich nicht unbillig, daß unser König keine Leute dahin schickt die solche Insel bewohnen, und einige Schanzen dahin weil es ein so begüterter Ort ist, da diesen sich erfrischen können, welche nach Indien reisen, denn es sonst unmöglich ist dahin zu reisen und den Fäss unterwegens ans Land zu setzen. Diese Insel liegt auf fünfzehn Grad gegen Süden, und im Umkreis neun italienische Meilen, und ist bis auf 300 Meilen sonst kein festes Land zu finden, also, daß es gleichsam für ein Wunderwerk der Natur zu halten ist, daß in einer so weiten und ungestümten See noch zu sehen ist ein so klein Stück von der Erden. Gegen Süden zu hat diese Insel

einen sehr schönen Hafen, bey welchem viele Hütten gebauet sind, so die Portugiesen dahin haben sezen lassen, den Schiffstuten zu mehrerer Bequemlichkeit. Das Denkwürdigste ist eine kleine Kapelle, so mit einem hohen Thurm geziert, darauf auch eine Glocke ist. So liegt auch nicht weit davon ein Fluss, da man süßes und frisches Wasser haben kann. Diesen Ort machen auch annehmlich die schönen Spaziergänge, so auf beiden Seiten geziert und besetzt sind mit allerley schönen fruchtbaren Bäumen, als Pomeranzen, Zitronen und Granaten, und andern dergleichen Bäumen, welche das ganze Jahr durch Frucht bringen, nicht weniger auch die Weinstöcke, die Feigen-, Birn-, Pfauen- und Olivenbäume. Man findet auch eine Frucht, welche insgemein genannt wird Damarelas, doch ist dieselbe nicht gar häufig. Apfel sind da nicht, hingegen aber andere gemeine Gartengewächse, als da ist: Petersilie, Portulak, Rosmarin, Laktuken in großer Menge. Das Getreide, als Gersten, Erbsen, Bohnen, bringt die Erde hervor und wird noch nicht besät. Von allerley Vieh findet sich auch, was andere Länder haben, sonderlich sind da viele Ziegen, Schweine, Hammel, Pferde, welche sehr schnell laufen können. So mangelt es auch nicht an Geflügel, als Rebhühnern und andern Hühnern, Fasanen, Holztauben und dergleichen. Von allerley Vogel hat man das Jahr durch, sonderlich aber im Monat Januar und März sieht man eine überaus große Menge von wilden Schwanen, deren ich bald mehrern gedenken werde, welche Schwäne wie unsere Gugul und Nachtigallen in ein ander Land ziehen, und sich nicht wieder sezen lassen, als zu einer gewissen Zeit des Jahrs. Auf diese Insel hin ich

nun gesetzt worden, nebst einem Mohren, der mir zugegeben ward, daß er meiner Warten sollte in meiner Krankheit. Gott schütze es auch, daß es sich bald zur Besserung anlies, und hat nie eines Erachtens die herrliche gute Lust an einem so einsamen Orte viel dazu gethan. Ich hielt auf dieser Insel aus, ein gutes Jahr, und weil ich mit keinen Leuten umgehen konnte (da keine da waren), so vertrieb ich meine Zeit mit den Vögeln und wilden Thieren, mein Mohr, so mit Namen hieß Diege, mußte seine Wohnung nehmen in einer Höle, welche zu Ende der Insel war, aus derselben kroch er zu Zeiten hervor und suchte Lebensmittel, gleichwie auch ich auch thun mußte an meinem Ort; wann dann einer von uns gute Jagd hatte, so ließ er es den andern mit genießen, fehlte es aber beyden, so mußten wir uns behelfen und vorlich nehmen, es kam aber selten dazu, daß wir Noth litten, weil das Wild da nicht wegläuft oder fliehet, sondern erschrickt vielmehr wann es einen Menschen sieht, gleich wie ein Ochs, Ziege oder ander gähnendes Thier zu ihm pflegt u. s. w.

### Neue Art nach Hause zu zünden.

Eine Jungfer wurde letzt verflossenen Frühling zu einem Besuch auf das Land eingeladen. Sie gieng des Morgens frühe nach dem Ort ihrer Bestimmung ab, wurde aber schon unfern des Landhauses vom Regen befallen, welcher den ganzen Tag fortduerte und den Weg abscheulich böse machte. Am Abend wurde ihr die Chaise angeboten, welches sie aber ausschlug, und dem bloßen nach Hause zünden den Vorzug gab. Dem Haubtnecht ward sofort der Befehl ertheilt die Biske-Lanterne in Bereitschaft zu halten,

Als die Jungfer Abschied genommen, nahm der Knecht die Lanterne, setzte sich auf ein Pferd, und ließ die Schöne hinter sich her tragen; wie sie nun nach Hause gekommen mag der Leser errathen.

### Neue Art Punsch zu machen.

Zwen Rettende, welche letzt verflossenen Winter halb erstarret des Abends in einem Gasthof anlangten, forderten gleich bei ihrem Eintritt eine kleine Powle Punsch. Die Wirthin entschuldigte sich, daß sie nicht Kenntniß besäße, diese englische Fieber-Mirtur zu versetzen. Einer der Reisenden fragte sie: ob sie Kirschwasser, Zitronen und Zucker hätte? Ja, sagte die Wirthin. Nun forderte der Herr das ihm nöthig schehende Quantum obiger Ingredienzien, nahm einen Rässhaber und rieb die Zitronen darauf ab, setzte eine Pfanne über das Feuer-Zucker und die geraspelten Zitronen summ einer halb Maas Kirschwasser hinein. Aber — — o weh! gleich entzündete sich die ganze Massa, und zerstörte die Frostlinie bis auf den Grund.

Ein paar gute Freunde, die sich bei einem Abendessen etwas zu viel zu Gute gethan hatten, und aus Erfahrung wußten, daß ein Glas guter Punsch die Kraft besäße ein christliches Räuschlein zu heben; giengen ein wenig fürbaß, und kamen in ein Wirthshaus, wo die Küchenweisheit mit dem finstern Mond in gleicher Linie lief. Hier forderten sie eine Kanne Punsch. Eilends lief die Wirthin in die Küche, sagte zu der Kochin: Marey! es sy zwee Herre da und huße mir e Chamie Punsch, t weis mer i der Welt nüt ds' Helfe. He Frau, thut doch

numme nit so schreckeli, das wird wohl öpe  
domache sy, mer hey emel no guti Bra-  
usschü und Fleischsupe.

### Das betrunke Regiment.

Oft mussten wir, erzählte ein preußischer Infanterist, in Frankreich große Noth leiden, da wir die Dörfer und Städte immer leer und nichts zu leben fanden. Bisweilen glückte es uns indessen, verborgene Magazine zu finden, und diese giengen allemal reich auf. Einst hatten wir, irre ich nicht, so war in der Gegend von Laon, mit vieler Mühe etwas Brod aufgetrieben, aber an einem Trunk fehlte es völlig. Durch einen sonderbaren Zufall gerieth einer unserer Kente auf den Einfall, unter einer Windmühle, um welche das Erdreich ziemlich locker zu seyn schien, eine Schatzgräberen anzustellen. Er entdeckte bald ein großes Lager von Weinsflaschen, die mit Champagner gefüllt, und hier sehr übel aufbewahrt waren. Der Vorrath war ungeheuer, und wir gruben deren in einem weiten Umfange, dicht an einander geschichtet, nicht weniger als zweitausend Stück aus. Davon blieb dem geizigen Eigenthümer nicht eine. Alles fiel darüber als über ein Gemeingut her und nahm so viel, als jeder erhalten könnte. Nun gieng es an ein Zechen, und da wir mit dem Dessau der festverpflichteten Flaschen ohne Korkzieher nicht umzugehen wussten, so lernten wir bald die Hälse mit seltener Geschicklichkeit abschlagen. Sonderbar genug sah es aus, als der brausende Champagner auf allen Gesichtern mousterte und sie mit Schaum bedeckte. Die Wirkung konnte nicht fehlen. Jeder hatte mehrere, viele von uns ein halbes Dutzend Flaschen

erhalten. Schon ziemlich erleuchtet brachen wir aus unserm Bivouac auf und traten einen der lustigsten Märsche an, die jemals gemacht worden sind. Unaufhörlich wurde den noch vorhandenen Flaschen die Hälse gebrochen und mehrere Meilen war die Straße damit bedeckt. Von unserm ganzen Regemente war auch nicht einer, der nicht tüchtig herauscht gewesen wäre. Sicher ist dies der erste und vielleicht einzige Fall, daß sich ein ganzes Regiment in Champagnerweiu total betrunken hat. Wir hatten die Avantgarde, und die Armee folgte am folgenden Tage. Welchen Weg wir genommen hatten, brauchte sie nirgends zu fragen, wir hatten ihnen den Wegweiser zu Tausenden gelassen, um deren Fuhalt sie uns freylich sehr benedten müssten.

### Der politische Barbier.

Ein Einwohner von Gent, dessen Anhänglichkeit an Napoleon bekannt war, trat in dem Augenblicke, als man die Ereignisse, die Ludwig XVIII. auf den Thron zurück riefen, erfahren hatte, in den Laden eines französischen Barbiers. „Mein Herr,“ sagte der Barbier scherzend, „heute müssen Sie mir statt zwey vier Sous für Ihren Bart bezahlen.“ — „Warum?“ — „Weil Sie heute ein noch einmal so langes Gesicht machen, als gewöhnlich.“

### Der Schneidertraum.

Willst du mich heute nicht aufdingen? Also sagte Jakobli Trüb zum Schneider Melhorn. Meister Melhorn antwortete: Jakobli, was hat dir geträumt? Mir hat geträumt, erwiederte Jakobli, ich habe in

eine Lotterie gelegt und vieles gewonnen.  
Der Meister versezte: Jakobli, heute dinge  
ich dich nicht auf! — Am andern Morgen  
fragte der Junge wieder das nämliche, und  
so fünf Tage nach einander. Aber allemal  
wenn er seinen Traum erzählte, antwortete  
ihm der Meister: ich dinge dich heute nicht  
auf. — Am sechsten erzählte der Jakobli:  
Heute träumte mir, ich säße auf meinem  
Schneiderstuhl und schwäche den ganzen Tag  
an meiner Arbeit, daß mir die Tropfen von  
Stirn, Wange, auf meine Kleider hinab-  
fielen; und am Abend, da ich endlich meine  
Nadel abgelegt hatte, so fand ich sie ganz  
golden. — Gut! sagte der Meister, das ist  
der Schneider Traum, den jeder Junge  
träumen muß, ehe man ihn aufdingt.

### Das verheyrathete Thier.

Ein französischer Kaufmann der sehr  
schlecht deutsch redete, begegnete auf der  
Frankfurter Messe einem Freunde, der ihn  
fragte wo er wohne? Der Franzose, der  
sich auf den rechten Namen des Hausschildes  
nicht besinnen konnte, antwortete: Im ver-  
heyratheten Thier. — Sein Freund sagte:  
Vielleicht in der Taube? Nein, versetzte er:  
Es ist ein groß Thier, wie die Ferd. — Weil  
nun hierdurch die Sache nicht begreiflich  
wurde, so gleng sein Freund mit ihm nach  
Hause, und siehe da, er wohnte im — —  
Einhorn.

### Klaglled einer Bäuerin.

Los Züß, bis doch nit es Chingli!  
Gang, leg en angeri Chape n'a,  
Die Tüfels Hörner uf em Gringli,  
Die ha ni nümme meh usstab.

Zwee Berge unes Thal derzwüsche,  
Druß use luege wie ne Chrot;  
A din no dsful, e Stube dswünsche,  
Ist das doch nit e Schand und Spot?

Geng numme göhle, numme lache,  
U tanze, wie die taube Ross;  
U wee de sor e Supe mache,  
Ist ds Oschüch dee geng am Chemischof.

Es nimmt mi nädisch numme wunder,  
Woher die Geschücher sgi cho,  
I glaube geng, me heig der Plunder,  
Dem Tüsel ab de Hornere gnöh.

Die gmelne Lüt heis grad wie d'Affe,  
Me gseht fast gar ley Unterscheid;  
Blos ist der Chuchi Pudel gschasse,  
Sa treit er scho ned Huper-Chleid.

Blos chönne d'Chinder stah am Bänkli,  
Si mus es so e Samethut,  
U recht scharnant! Ohreb'hänkt!,  
Ist lieb, wes recht uwälli thut.

Cöll dee der Vater ds'Günkti zahle,  
Si thut er dee no zerst e Fluch;  
Was Tüfels ist jez das: Vergale,  
Was Schinters ist jez ays für Tuch.

Da gseht me dee die junge Böllt  
Gar lustig, es Partheili ha;  
Bis über d'Nase als voll Lölli,  
U ds'Müti dee a d'Wösche gäh.

Was hilft mer aber doch mis schmäle/  
Es geht ja als so lang es mar;  
Me warlet geng, bis recht wot fehler/  
U dee ley Mensch me helse cha.

## Weiberlist.

Ein Bauernmädchen ritt auf einem Esel nach der Stadt Meude im Ländchen Gewandan. Nicht weit von St. Etienne du Valençay wurde der Esel stätig und warf die Reiterin ab. Ein Bauer sah dies; statt aber dem Mädchen zu helfen, setzte er sich auf den Esel und machte sich davon. Das Mädchen schrie und weinte vergebens ihm nach, und musste ihren Weg zu Fuß bis in's nächste Dorf fortsehen, wo sie ihre Klage bei dem Richter anbrachte. Dieser läßt dem Diebe nachsehen und er wird erwischt. Der Bauer behauptet aber nun dreist und unerschrocken, der Esel sei ihm eigen, und setzt den Ansprüchen des Mädchens Schimpfwörter entgegen. Als nun der Richter verlegen, und die Wahrheit nicht heraus zu bringen war, so verfällt die Bauerin auf folgendes Mittel: Sie thut ihre Schürze ab, bedeckt des Esels Kopf damit, und sagt zum Richter: „Mit Erlaubniß, Herr Richter, mein Esel ist einäugig, befiehlen Sie also dem Schelm da, daß er sogleich und ohne Anstoß sagt, mit welchem Auge er blind ist.“ — Mit dem rechten, antwortete der Dieb. — Hörtig nahm das Mädchen thre Schürze weg und rief: „Ihr lügt, mein Esel sieht mit beid'en gut.“ — Und so beend sich auch die Sache. Hierauf sprach ihr der Richter den Esel zu, und ließ den Dieb in Verwahrung bringen.

## Vorposten-Freundschaft.

Als der Marschall Massena in Portugal eingekückt war, traf er auf den englischen Feldherrn Wellington, der sich am jenseitigen Ufer des Tajo ernstlich verschanzt hatte.

Jedes Unternehmen gegen ihn würde ein mißliches Wagstück gewesen seyn, und Massena hielt es daher für ratsamer, am diesseitigen Ufer erst abzuwarten, bis Verstärkungstruppen zu ihm stossen würden. Dies verzögerte sich indessen doch von einer Woche zur andern, und da man nach gewohnter Weise, sich nicht mit hinlänglichen Nahrungsmittern versehen hatte, brach endlich eine solche Hungersroth im französ. Lager ein, daß jeder, der eine Maus oder Ratte zum Schmause erhaschen konnte, sich vor seinen andern Kameraden glücklich pries. Drüben lebten die Engländer im Überfluß, und wußten wohl, wie es am Ende noch kommen könne mit den Feinden. Eines Tages stand ein Franzose auf den Vorposten des diesseitigen Ufers des Flusses; ein Engländer am jenseitigen Ufer gieng auf und ab. Jener mochte vor Hunger nicht gehem; dieser wollte nicht stehen um der Verdauung willen. Auf einmal wendete er sich um, hielt dem Franzosen einen vollen Beutel entgegen, und rief ihm in gebrochenem Französisch zu: „Franzmann! brauchst du Tabak?“ — „O ja!“ antwortete dieser, gieb ihn her.“ „Kannst du schwimmen, rief jener wieder, so komm herüber.“ Das sagte er in einem so ehrlichen Tone, daß der Franzose es weiter nicht bedenklich fand, sich auszuziehen und über den Fluß an's jenseitige Ufer zu schwimmen. „Bravo Kamerad! rief ihm der Britte entgegen und schüttelte ihm die Hand; du hast doch noch Courage! Da nimm den Beutel. Brauchst wohl auch noch Brod und Rum?“ — „Ach ja wohl!“ antwortete der Franzmann. — Hier nimm diese Flasche, sie ist voll, und da ist auch Zwieback.“ So sprach der Engländer; wickelte alles sorgfältig in ein Tuch, befestigte

ihm das Bündelchen am Halse, und schickte ihn mit den Worten wieder fort: „Nun schwimm in Gottes Namen wieder hinüber; du bist ein wackerer Kamerad.“ Der Franzose bedankte sich, und trat seine Rückreise zum Erstaunen seiner Kriegsgenossen wieder an, die ihn für einen Ausreißer gehalten hatten, und ihn nun wieder so sonderbar bepackt daher schwimmen sahen. Freylich wohl hätte er Strafe verdient. Als er aber auspackte und dem Hauptmann auch einen kleinen Anteil von dem unschätzbaren Geschenke darreichte, war alles vergeben und vergessen, und der Soldat fand seine Kühnheit reichlich dadurch belohnt, daß er nun doch auf einige Tage wenigstens gegen den Hunger gesichert war. In der Folge des Krieges wurde sein Regiment fast ganz aufgerieben, und mit Wenigen die mit heiler Haut davon gekommen waren, kam er nach Frankreich zurück. In Toulon, wo er einige Zeit bleiben mußte, hörte er, daß in dem damaligen Lazarethe verwundete Engländer lagen, und da er seit jener Begegnung eine gewisse Liebe zu dieser Nation gefaßt hatte, beschloß er, hinein zu gehen, um die verwundeten Gefangenen zu besuchen. Kaum aber war er in das Zimmer getreten, als er, zu seinem nicht geringen Erstaunen, denselben Engländer, der ihn so großmuthig beschenkt hatte, mitten unter den Kranken fand. Auch dieser erkannte den Franzosen sogleich, und die Freude über ein so unverhofftes Wiedersehen war unbeschreiblich. Täglich besuchte nun der Franzose seinen Britten, bis das Gebot zum weiteren Marsch das Freundschaftsbündniß auf immer löste. Noch am letzten Tage tatowierte der Engländer mit einer Nadel die Anfangsbuchstaben seines Namens und das englische Wappen

sehr geschickt auf des Freundes Arm, und dieser war stolz darauf, ein solches Andenken zu haben, und zeigte es unter andern seinem Wirthe in Leipzig, dem er auch die Geschichte erzählte, die wir unsern Lesern mitgetheilt haben.

### Die Boa-Schlange.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Sie ist die größte aller Schlangenarten und verdiente wohl den Namen riesenschlange. Sie lebt in Ostindien und auf den ostindischen Inseln, in Afrika und in Südamerika und hält sich gewöhnlich in wenig bevölkerten Gegenden, in dichten Waldungen, auf Bäumen, an Flüssen und in Moränen auf. Sie kann sehr gut schwimmen. Ihre Länge ist nach dem Alter und nach dem Klima verschieden, und beträgt von 30 bis 50 Fuß. Die Dicke ist dieser Länge verhältnismäßig und die größten sind in ihrer Mitte Manns dick. Ihre Haut ist gelblich grau. Der Rücken ist kettenförmig mit länglich runden, braunrothlichen, oft auch ganz rothen Flecken gezeichnet, neben denen sich kleinere, aber in keiner regelmäßigen Ordnung befinden. Von allen andern Schlangen unterscheidet sie sich durch die untere Oberfläche ihres Schwanzes, der durch mit einander verbundene Schilder oder Schuppen, was auch bei dem Unterleibe statt findet, bedeckt ist. Sie hat keine Klapper an dem Schwanz. Der Kopf gleicht einem Krokodilkopfe und der weite Mächen, der wohl einen Hirsch verschlingen kann, ist mit vielen Zähnen besetzt, die aber nicht zum Zermahlen des Raubes dienen, sondern diesen nur festhalten. Gift hat sie

Die Boa-Schlange.



gar nicht. Sie heißt in Südamerika Almaru, in Surinam Abomaschlange. Ehemals ward sie von den Antis in Peru angebetet, daher ihr Name, und dies geschieht noch in Guinea mit einer Art dieser Schlange, welche Juvaschlange heißt, aber noch nicht hinlänglich bekannt ist.

Auf ihre Beute lauert sie im Hinterhalte. Junge Büffel, Rehe, Antilopen, Hirsche und andere Saugthiere umschlingt sie so fest, daß sie ersticken, saugt ihnen das Blut aus und zerbricht durch ihr Zusammendrücken alle Knochen des Thiers, rollt es dann in ihrem Rachen herum, wodurch es mit Speichel und Schaum bedeckt wird und die Gestalt einer Nudel erhält, die sie dann, freylich mit Mühe, ohne sie zu zerfauern, nach und nach in ihren Magen hinunter würgt. In diesem Zustande kann sie ihren Feinden keinen Widerstand leisten und muß oft auch ohne diese umkommen, wenn sie einen starken Hirsch hinterschlungen will und dies wegen seines großen Geweihs nicht möglich ist. Dass sich übrigens der Leib der Schlangen ungemein ausdehnen kann, sieht man bey den, bey uns einheimischen Schlangen, deren Leib kaum einen Daumen dick ist und die doch einen großen Frosch verschlucken können. In Ceilan winden sich die dortigen Abgottsschlangen an hohen Bäumen mit dem Vordertheile ihres Körpers hinauf und lassen nur ihrem Schwanz freyen Spielraum. Geht ein Reh oder Hirsch, oder ein anderes Thier vorbei, was sie von oben gut bemerken können, so geben sie ihm mit dem Schwanz einen so gewaltigen Schlag auf den Rücken, daß das Rückgrat zerbricht, das Thier nicht weiter gehen kann und zur Beute der gefrässigen Schlange wird. Außer den größeren Thieren frist sie auch Vögel mit ihren Eiern,

Eidechsen, Kleinere Schlangen und andere Amphibien. Mehrere afrikanische und südamerikanische Völker, welche diese Schlange nicht anbeten, speisen ihr Fleisch, das sehr wohlgeschmeckend und fett ist, und trocknen ihr Fell, das unter ihnen ein theurer Handelsartikel ist.

Ein sehr reicher Gutsbesitzer im nördlichen Theile von Südamerika schickte einmal einen Soldaten mit einem Eingebornen in einen Wald, um wilde Vögel zu schießen. Der Indianer gieng vorweg und setzte sich um auf etwas zu schießen, auf einen ansehnenden Baumstrunk, der sich bald zu bewegen anstieß. Als der Indianer merkte, daß er auf einer großen Schlange säße, starb er aus Schreck. Der nicht weit entfernte Soldat, der den Vorgang gesehen hatte, schoß nach dem Kopfe der Schlange, die, da er sie gut getroffen hatte, augenblicklich tott blieb. Jetzt eilte er seinem Begleiter zu Hülfe, fand ihn aber tott. Der Soldat erzählte den Vorfall bey seiner Zurückkunft, und man ließ das Thier nach der Pflanzung bringen. Es war 36 Fuß lang. Die Haut ward getrocknet und für die Sammlung des Prinzen von Oranien ausgestopft.

Einem Matrosen eines malaiischen Schiffes, das nach dem Hafen von Araboina bestimmt war, aber nicht am Tage in denselben einzulaufen wollte und deshalb bey Celebes ankerte, begegnete i. J. 1799 folgender Vorfall. Er begab sich an's Land, um in den dortigen Wäldern Betelnüsse zu suchen. Bey seiner Rückkehr legte er sich am Ufer schlafen. Gegen Mitternacht hörte man auf dem Schiffe sein klägliches Geschrei um Hülfe und seine Kameraden eilten ihm奔zustehen. Allein es war zu spät. Eine große Schlange von der hier beschriebenen Art hatte ihn erdrückt

und getötet. Da des Thiers ganze Aufmerksamkeit auf seine Beute gerichtet war, giengen die Matrosen dreist auf dasselbe zu, hieben ihm den Kopf ab und schleppen die Leichen des Matrosen und der Schlange auf's Schiff. Sie hatte den armen Matrosen bey dem Gelenke der rechten Hand gefaßt, wo man noch deutlich die Spuren ihrer halbserpentinigen Zähne sah und ihn durch ihr Umschlingen erdrückt. Diese Schlange war 30 Fuß lang und so dick, als ein gewöhnlicher Mann. Die Öffnung der Kinnladen war groß genug, einen Menschenkopf zu fassen.

Auf der Insel Java überwältigte unlängst eine Riesen schlange einen starken und großen Büffel. Sie war in dem Schilfe an einem Teiche versteckt und lauerte auf irgend eine Beute, als ein Büffel an den Teich kam, um seinen Durst zu löschen. Sogleich schoß sie auf das erschrockene Thier los, schlang sich in gewaltigen Krümmungen um dasselbe, und bey jeder Umschlingung hörte man die Knochen des Thieres krachen, welches einen, einer abgeschossenen Flinte ähnlichen Ton gab. Vergebens war alle Anstrengung und Gebrüll des Büffels. Sein mächtiger Feind schnürte Ihn so dicht und so stark zusammen, daß endlich alle seine Knochen in Splitter zerbrochen und von eben der Beschaffenheit, wie die eines Missethäters waren, der gerädert worden ist. Wie der ganze Körper nur noch eine unformliche Masse bildete, wickelte sich die Schlange ab, um ihre Beute bequemer zu verzehren. Um ihr einen leichteren Weg durch ihren Schlund zu verschaffen, bekleckte sie das Äußere der Fleischmasse und überzog sie mit Schleim. Zuletzt stieg sie an, sie von dem Ende einzuschlucken, welches am leichtesten durch den Schlund heruntergehen konnte, und ihr Hals erweiterte sich so sehr,

dass ein dreymal dickerer Körper, als der selbe, durch ihn hätte gehen können.

Haben sich diese Schlangen recht voll gefressen, so werden sie unbüßlich und steif. Dann kann man sich ihnen ohne große Furcht nähern und sie töten. Sie können lange Hunger ertragen. Wenn sie aber einen guten Fang gethan und sich dick gefressen haben, gleichen sie den Schwelgern, die ihren Magen mit Leckereyen überladen, werden träge und überlassen sich dem Schlaf, den sie in irgend einem verborgenen Winkel suchen, um daselbst ruhig, während des Schlafs zu verdauen. In diesem Zustande kann man sie ungemein leicht töten, da sie keinen Widerstand thun können. Ein nackter Indianer fürchtet dann nicht sie anzugreifen, da sie so wenig entstehen, als sich verteidigen können. Wann sie aber nach beendigter Verdauung aus dem Schlaf erwachen, so kommen sie mit dem stärksten Hunger aus ihrem Lager und alles Wild entsteht bey ihrer Annäherung.

Der englische Hauptmann Stedman, der fünf Jahre den Holländern in Surinam, einem an der Südküste des Mexikanischen Meerbusens gelegenen, ungemein fruchtbaren und bewässerten, jedoch auch von vielen schädlichen Thieren bewohntem Lande, diente und sehr belehrende Nachrichten über diese Gegend gegeben hat, erzählt Folgendes von dieser merkwürdigen Schlange. Wie er einst auf dem Zuge gegen die, in die Wälder entwichenen, ausfröhlschen und von Raub und Mord lebenden Neger in einer Schaluppe auf dem Kollkasusse nach Barbakuba fahr, meldete man ihm, man habe im Gebüsch etwas, einem Menschen ähnlich gesehen, das aber auf Zurufen der Schiffswache keine Antwort gegeben habe. Trotz seinem Fieber stieg Stedman sogleich in einen Kahn,

ließ sich an die Stelle hinrudern, welche die Wache bezeichnet hatte und begab sich mit einer Bedeckung an's Land, um sich des entlaufenen Sklaven, der entweder ein Spion war, oder auf Raub ausgelingt, zu bemächtigen. Einer seiner Sklaven, Namens David, behauptete aber, es wäre kein Neger, sondern eine sehr große Schlange gewesen, die sich gewöhnlich nicht weit vom Wasser aufhalte und leicht durch einen Schuß zu erlegen sey. Da Stedman kränklich war und sich nur mit Mühe durch das Dickicht und den Sumpf drängen konnte, befahl er seinen Leuten, sich wieder einzuschiffen. Wie ihn aber David bat, er möchte es ihm allein erlauben, das nicht weit entfernte Thier zu erlegen, wobei gar keine Gefahr sey, so entschloß sich Stedman, dies selbst zu thun. Doch mußte ihm sein Sklave folgen, den er zu erschießen drohte, wenn er ihn mutwillig in Gefahr brächte oder ihn verließe. Dieses ließ sich David gefallen. Stedman lud seine Flinten mit einer Kugel, der Neger öffnete mit einem Beile den Weg vor ihm durch das Gebüsch und ein Seesoldat folgte ihm mit drey stärker geladenen Musketen, um sich ihrer im Nothfalle zu bedienen.

Kaum hatten sie 20 Schritte im schlammigen Sumpfe zurückgelegt, als der Neger, der nach allen Seiten scharf um sich her blickte, mit einem Male aufsprang und rief: „Die Schlange! die Schlange!“ Sie lag unter abgefallenen Blättern und Zweigen der Bäume zusammengerollt und hatte sich so geschickt darunter versteckt, daß Stedman nicht gleich den Ort ihres Kopfes auffinden konnte, da sie doch nur 16 Schritte von ihm entfernt war. Aber bald erblickte er ihn durch das Spiel seiner doppelten Zunge und die großen funkelnden Augen, die Feuer zu sprühen schie-

nen. Um sicherer zu zielen, legte er nun seine Flinten auf einen Baumast. Der Schuß traf nicht den Kopf, sondern nur den Leib des Thieres, das sich erhob und mit solcher Gewalt um sich her schlug, daß alles Gesträuch umher zerknickt ward, und durch die Schläge ihres Schwanzes der Schlamm und Roth weit über Stedman und seine Begleiter hinweg flog. Sie machten sich auf die Flucht nach ihrem Kahn. Der Neger versicherte aber, die Schlange verfolge sie nicht und würde in kurzer Zeit wieder ganz ruhig seyn; erbot sich auch, bei etinem zweyten Versuche vor Stedman herzugehen, bis er schließen würde. Dieser ließ sich dann auch, ihm zu folgen, bereden. Die Schlange hatte sich wenig von ihrer vorigen Stelle entfernt und lag ganz ruhig da. Stedman schoß abermals auf sie, traf aber wieder den Kopf nicht, sondern verwundete sie nur leicht. Voll Ingrimm schleuderte jetzt die Schlanae einen solchen Regen von Roth und Schlamm auf ihre Feinde hin, daß Stedman der Sache überdrüssig ward, abermals mit seinen Leuten dem Kahn zu eilte und vom Ufer abzustoßen befahl. Aber sein Neger bat ihn so dringend, ihm zu erlauben, die Schlange zu tödten, daß er sich entschloß, in seiner Begleitung noch einen Versuch zu machen. Beide gingen nun näher auf die Schlange zu und feuerten, da der Neger diesmal auch bewaffnet war, zugleich auf sie ab und es gelang, der Schlange eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Sogleich eilte David in das Boot zurück und holte ein Soll, um die Schlange fortzuschleppen. Aber es war keine leichte Sache, der, zwar tödtlich verwundeten, aber noch immer lebenden und sich in vielen verschiedenen Richtungen krümmenden Schlange sich nur zu nähern, geschweige denn ihr eine

Schlinge um den Hals werfen zu können, was dessen ungeachtet der Neger mit bewundernswürdiger Gewandtheit bewerkstelligte, so, daß man sie nun an das Ufer hinziehen könnte. Hier wurde das Seil an den hintern Theil des Rahns befestigt und die Schlange schwamm hinter demselben, wie ein Aal, her. Sie war etwas über 22 Fuß lang und so dick, wie ein gesunder 12jähriger Knabe. Die Neger versicherten, sie sey nur halb ausgewachsen und noch jung.

Nun machte man Anstalten, ihr die Haut abzuziehen und das Fett und Fleisch zu bekuhen. David kletterte also mit dem Ende des Seils auf einen Baum, zog es über einen starken Ast und gab es einigen andern Negern hin, welche nun die Schlange am Baume in die Höhe zogen und so im Schweben erhielten. Hierauf verließ David, mit einem scharfen Messer zwischen den Zähnen, den Baum, klammerte sich mit den Beinen und einem Arme um die Schlange an und zog ihr, mittelst des Messers, so wie er an ihr weiter hoch unten herabfuhr, die Haut ab, obgleich die Schlange noch lebte und sich krümmte und wand. „Ob ich gleich überzeugt war,“ sagt hier Stedman hinzu, „daß dieses Thier ihn unmöglich noch beschädigen könnte, so war es mir doch unmöglich, nicht bey dem Anblitte eines ganz nackten, schwarzen und mit Blut bedeckten Menschen, der sich um den schlüpfrigen und noch lebenden Körper einer ungeheueren Schlange mit Armen und Füßen bewegte, eine starke innerliche Bewegung zu fühlen.“

Diese Arbeit war aber nicht ohne Nutzen. Außer der, dort sehr geschätzten, Haut wurden mehr als 16 Pinten reines Fett, oder vielmehr Öl, dadurch gewonnen, welches Stedman dem Hospitale zu Devilsharwar schenkte,

wofür ihm dortige Aerzte vielen Dank sagten; weil es besonders bei Quetschungen sehr heilend ist. Nachdem der Schlange die Haut abgezogen und die Eingeweide herausgenommen waren, lebte sie doch noch, und ein alter Neger sagte, sie stirbe erst nach Sonnenuntergang. Die Neger schnitten darauf den Körper in mehrere Stücke und brateten sie, mit der Versicherung, es gebe ein nicht nur sehr schmackhaftes, sondern auch ein sehr nahrhaftes Essen. Trotz dieses Lobes konnte sich Stedman nicht entschließen, etwas davon zu essen.

In Ostindien soll es Gaukler geben, die diese ungeheure Schlange, wie die Brillenschlange, zu allerhand Künsten abzurichten verstehen.

### Sonderbarkeiten.

Bey einem Ball, den der Herzog von Bourbon in seinem Hotel zu Paris gab, hatte ein Schweizer soldat von Appenzell, der Schilzwache stand, die Ordre, keine Maske einzulassen. Der Abbé l'Altaigeant, durch die Rubinen seiner Riesennase, wie durch seine hübschen Lieder in der Hauptstadt bekannt, trat in die Thüre. „Die Maske weg!“ rief der Schweizer, indem er ihn abwehrte. „Sieht er denn mein Gesicht nicht, guter Freund?“ „Freylich wohl,“ erwiederte der Schweizer, „aber die große Nase ist doch wohl nur Pappendeckel!“ — Zugleich greift er nach ihr, und als er findet, daß sie mit dem übrigen Gesicht genau zusammenhängt, wandte er sich in milderem Tone zum Abte: „Verzeihen Sie, mein Herr, ich glaubte nicht, daß diese Nase Ihnen angehören könnte. Spazieren Sie herein.“

Ein Bacchus-Berehrer der den edeln Rebensaft etwas zu viel gefosset hatte, und diesem zufolge bennm Nachhausegehen mit seiner Nase und der Hausthüre in Collision kam, verfügte sich des andern Tags zu einem Maler und bat ihn, er möchte ihm, für Geld und gute Worte, die fatale Stelle an seiner Nase etwas fleischfarb anstreichen.

Unter Kaiser Joseph II. wurde ein Juden-Regiment errichtet. So oft der Offizier das Commandowort ausgesprochen hatte, ließ es wie ein Lauffeuer die Glieder hinunter. „Achtung! hat er gesagt, hat er gesagt!“ Am Ende rief dieser unwillig: „Halts Maul!“ und die Reihen tönten wieder: „Halts Maul, hat er gesagt, hat er gesagt.“

Drey junge mutwillige Bursche begegneten einem alten Juden, den sie spotteten und necken wollten. „Guten Morgen Vater Abraham! rief der Erste. Guten Morgen Vater Isak! setzte der Zweyte hinzu. Guten Morgen Vater Jakob! rief der Dritte. „Sie irren sich, meine Freunde,“ versetzte der Jude lächelnd, „ich bin weder Abraham noch Isak oder Jakob, sondern Saul, der Sohn Ais, welcher ausging seines Vaters Esel zu suchen, und siehe, hier hab' ich sie gefunden!“

Ein Bauer fragte einen Matrosen, der die Paulskirche in London mit ihm betrachtete: „Aber Freund, was stellen die Figuren auf dem Dache vor?“ „Die zwölf Apostel.“ „Nicht doch Freundchen! es sind ja nur sechs.“ „Dummer Keri! Warum soll das

ganze Duhend immer oben stehen? Sie wechseln ab.“

Der Prediger Clark zu Hull, hatte neulich auf einmal vier Chepaare zu kopusiteren, wobei sich folgende besondere Umstände zutrugen. Der erste Bräutigam hatte den Trauring vergessen, und mußte deshalb einen in der Kirche leihen. Bey dem zweyten Paar hatte die Braut den Finger verloren, woran man gewöhnlich den Ring stellt. Bey der dritten Trauung schrie ein Mann laut durch die Kirche, er wolle es gesetzlich beweisen, daß die Braut schon einen Mann habe. Bey der vierten raunte eine Freundin der Braut dem Prediger ins Ohr, daß er sich doch, so viel wie möglich beeilen möchte, da die Braut in Kindesnöthen sei.

Listige Manier seinen Schulden los zu werden.

Ein Partikulier zu Paris suchte sich auf eine sumreiche Art von einem lästigen Gläubiger zu befreien. Er gieng zu dem Ende nach der Porzellansfabrik zu Sewers, ließ dieselbe zeigen, und wie er an den Ort kam, wo die Stücke von den zerbrochenen oder nicht gelungenen Vasen lagen, bat er um Erlaubniß von diesen Bruchstücken welche mitnehmen zu dürfen. Nachdem man es ihm bewilligt hatte, nimmt er eine große Menge davon mit, stellt sie auf einen Tisch nahe bey der Thür, so daß man nicht herein kann, ohne denselben umzuwerfen. Am folgenden Morgen kommt der Gläubiger, macht mit Hestigkeit die Thür auf, und wirft den Tisch mit den Porzellanen um. Der Schuldner springt auf, tobt, und erklärt demselben daß

Sie  
itte  
pu-  
m-  
itte  
alb-  
ten-  
en/  
zen-  
auf-  
be-  
un-  
an-  
vah-  
sen-  
te-  
os  
auf-  
ide-  
ies-  
m/  
der-  
im-  
che-  
es-  
sche-  
sch-  
ein-  
ol-  
cht-  
en-  
de-  
n-  
dass er ihm ein Déjeuner Service zerbrochen habe, welches nochmals so viel Werth sey als er ihm schuldig wäre. Der trostlose Gläubiger ist also nur froh, daß er mit der ihm schuldigen Summe zufrieden ist, und giebt ihm den Wechsel zurück.

Wie gut es ist wenn man einander versteht.

Ein gewisser Herr hatte einen Hund, der mit besonderm Eifer und Kunst dem Fang der Feldmäuse oblag. Alle Tage im Herbst gieng er aufs Feld, grub den Mäusen nach, und sieng sie. Sobald er aber aus dem Hause kam, so kamen auch zwey Krähen und begleiteten ihn. Grub er dann eine Maus aus, so biss er sie todt, und gab sie den Krähen in den Schnabel, die sie dann fraßen. Gieng der Hund heim, so lehrten sie auch zurück in den Wald und ruhten aus; kam der Hund wieder aufs Feld, so waren seine guten Freunde auch gleich wieder bey der Hand.

Diese Geschichte geschah in Deutschland und wird von einem wahrhaften Manne erzählt, und ich habe daben gedacht, daß es auf der Welt viel lustiger zu leben wäre, wenn die Menschen einander auch so gerne dieneten, wie hier die Thiere. Und da Ihr alle die Krähen gar gut kennet, so will ich Euch

### von den Krähen

erzählen. — „Ja sagt Ihr, wir kennen sie wohl und schießen sie todt wo wir können.“ Aber daran thut Ihr, mit Euerer Erlaubnis so gar eben recht nicht. Denn das Thier hat seinen großen Nutzen. Wahr ist's, schön singen sie nicht, aber ich auch nicht,

und bin doch froh, daß man mich leben läßt. Sie fressen freylich manche Kirsche, Birne, Psalme; — sie stehlen junge Hühner und Enten, und den Hühnern das Futter von dem Schnabel weg. Aber Ihr dürft sie nur von Häusern und Scheuern verscheuchen, wo sie freylich nichts zu thun haben. Auf dem Felde aber, da laßt sie nur machen, denn da sind sie Eure guten Freunde, und verzehren eine Menge schädlicher Thiere, Mäuse, Werren, Inger (Engerech, Käferwürme), Käfer, Regenwürmer, Schneden, Frösche, Kröten, Alas und verrechte Thiere. Auch Krebse fangen sie; aber wenn sie einen solchen ihren Jungen in's Nest bringen, so brechen sie ihm zuerst die Scheeren ab, damit er ihre Kinder nicht beschädige. Und darum sind sie gescheidter als viele von Euch, die ihre Kinder unvorsichtig mit Messer, Scheere, oder gar mit Schießgewehr gaukeln lassen. — Dass sie auch Geld und alle glänzende Sachen gerne stehlen, ist freylich schlimm, aber sie thun's aus Dummheit. Aber der Schelm der mir das Holz vom Hause stiehlt, der weiß daß er ein Schelm ist, und darum mag er sich in Acht nehmen, daß ich ihn nicht einmal auf den Pelz brenne. Er verdient das besser als die Krähen.

A h a!

Ein ehrlicher Bauer kam einmal zu einem Notarius in der Stadt, der in hübschen Rahmen hinter Glas eine Sammlung von Sommervögeln (Fyfoltern), Käfern und andern Insekten auf Nadeln gesteckt an der Wand hängen hatte. Lange gaffte der Bauer die Dinger mit offenem Maule an. Endlich sieng er an: Hm! Hm! Hm! Hm! — Der Notar belustigte sich an seiner Verwunderung

G

und fragte: „Nun, gefällt Euch das?“ — Ja, meinte der Bauer, aber — sagt mir numme, was macht ihr o darmit? „Ja, sagte der Herr, im Frühling lasse ich sie wieder fliegen!“ — Aha! meinte der Bauer, indem er die Augen weit aufsperrte, als hätte er einen grossen Fund gethan: „Aha! i ha „geng nit gwüst wo die arme Thierli o im „Winter hi chöme. Tez gschn i wohl, Ihr „heit si ybeizt bis im Ustig.“

### Der kann auch Verse machen.

In einem gewissen Kirchthurm hier in der Schweiz steht an der Mauer folgender Vers angeschrieben, der an Schönheit und Richtigkeit des Sylbenmaßes nicht seines gleichen hat.

In diesem Thur n.

Ward Ao. 1798. als die Franzosen kamen  
die Stadt zu belagern und zu verbrennen  
geläutet Sturm!

Eben so sinnreich reimte ein anderer:

Es war einmal ein Mensch  
Der fuhr in einem Rensch-  
litten, und fiel um,  
Denn er war dum.

In einem Wirthshaus las ich folgenden Reim:

Essen und Trinken erhält das Leben,  
Doch kann der Wirth nichts thun vergeben  
Darum wenn sich die Gäst erlauben  
So will der Wirth doch auch was haben.

Dem schrieb ein Spatzvogel darunter folgendes:

Ja, ja! der Wirth soll auch was haben  
Wenn sich bey ihm die Gäst erlauben.

Doch trinken sie Wasser und zählens für Welt  
Und das Herr Wirth soll nicht so seyn.

Am besten hat's der mit Reimen getroffen  
der über seine Haustür schrieb:

O Mönchenkind! hab doch Verstand  
Weil dies Haus ist zum Esel genannt.

### Nützlichkeit des Badeus.

Der gelehrt Hufeland sagt in seiner vortrefflichen Schrift über Lauwarmer Bäder: Es wäre sehr zu wünschen, daß man seinen Vorschlägen Aufmerksamkeit schenkte, und die öffentlichen Badehäuser und Bäder wieder in ihre alten Rechte einzette, die sie so ungerechter Weise verloren haben. Dann erst, wenn man die Bäder wieder für ein unentbehrliches Stück der Erziehung und der ganzen Lebensdiät halten wird, wenn man jede Woche für verloren halten wird, die man ohne diese Reinigung und Erfrischung zu geben, durchlebt hat, dann erst können wir hoffen, daß die Gliedersucht, die Krämpfe, die Hypochondrie und alle die Uebel, an denen unser Zeitalter schleichend dahin welkt, aufhören, die Kraft und Festigkeit unsrer deutschen Vorfahren zurückkehren, und wir den Segen unsrer Nachkommenschaft einernden werden. Wer diese kleine Schrift gelesen hat, der kann sich des Wunsches nicht erwehren: Möchtest du doch tagtäglich also baden können! und möchte doch alles Volk sein ureines Wesen von sich thun, alle Wochen wenigstens einmal! — In Russland geschieht dies regelmäßig und zwar in Dampfbädern. Dort hat fast jeder Bauer sein eigenes Bädäuschen. In St. Petersburg sieht man Sonnabends, den ganzen Nachmittag, einen Strom von Menschen gehen und fahren nach

den öffentlichen Badehäusern. Hier badet man für fünfzehn Kopeten, auch für zwey Rubel. In der wohlfeisten, sehr geräumigen Badstube sieht man wohl hundert Menschen, groß und klein, bensammen. Keiner bekümmt sich um den andern. Jeder hat genug mit sich zu thun. Eine breite Treppe führt bis nahe an die Decke der Stube. Auf der obersten Stufe ist die Hizé brennend. Die schwitzenden Körper reibt und wäsch't man ab mit Seife und Flanell, und zwar auf Värfen und Britschen. Den Beschlusß der Reinigung macht man dadurch, daß man sich nach und nach mehrere Eimer Wasser (kalt oder warm) auf den Kopf gießt, wodurch die Haut des ganzen Körpers abgeswült wird. Jetzt verläßt man das qualmige Paradies, und tritt in das austrocknende Ankleidzimmer, wo man sich vorher entkleidet hatte. Kräze, Grind und andere Ausschläge sind bei den Russen weit seltener als bei uns. Die Russen sind zum Gesang und zur Fröhlichkeit weit mehr gestimmt, sie haben den Sinn des Vergnügens in weit reicherem Maße, als wir. Wenn man dem russischen Bauer erzählt, daß jemand sich erkältet habe, so gibt er zur Antwort: was ist denn das für eine Krankheit, vermutlich eine herrschaftliche? Öffentliche Blätter erwähnten vor Kurzem, daß unter den im vorigen Jahre in Russland Verstorbenen sich Tausende befunden hätten, die weit über 100 Jahre alt geworden waren. Ob die russischen Dampfbäder wirklich unter die Mittel gehören, das menschliche Leben zu verlängern, und jedweden gesunder und seines Lebens froher zu machen, dies zu behaupten, wage ich nicht, aber so viel weiß ich aus eigener Erfahrung, so oft ich ein solches Bad genommen hatte, so fühlte ich mich

zehn Jahre jünger und einige Tage darauf um vieles heiterer, leichter und fröhlicher, als vor dem Bade. Das Dampfbad wird in Russland als ein Universalmittel geschätz't und gebraucht. Fühlt sich Jemand nicht wohl, so geht er vor allen Dingen ins Bad Personen die sich mit schwitzendem Körper der Zugluft ausgesetzt, und auf den Tod erkältet hatten, werden so gelähmt und kontrakt ins Schwitzbad gebracht, und gewöhnlich sieht man dieselben genesen herauskommen. Das Bad wirkt zwar zunächst bloß auf die Oberfläche des Körpers, bringt aber dennoch auch im Innern bald die wohlätigsten Wirkungen hervor. Von ähnlicher Wirkung scheint (ohne Bad) das bloße Reiben der Haut mit Flanell zu seyn. Man erzählt von einem Greise der Vorzeit, er habe durch ein solches tägliches Reiben die Erwartung der Aerzte vereitelt und die gegen ihn aufgehobene Hand des Todes viele Jahre von sich abgehalten. Ein Kind, das trotz aller Versuche und Gegenmittel verschiedener Aerzte immer magerer und elender wurde, ist endlich ohne Arzney wieder hergestellt worden, bloß dadurch, daß man auf ärztliches Anrathen dem kleinen Patienten alle 2 Stunden frische Wäsche anzog, mehrere Wochen hindurch.

### Der Chestand.

Es sagt der kurzweilige Pater Abraham a Sancta Clara vom Chestand folgendes: Es giebt viel unbesonnene Adamskinder, wenn man vom Chestand redet, so spitzen sie die Ohren, wie die Schimmel wenn sie sehen den Habersack schütteln, und meynen, es sey dieser Stand ein lauterer Himmel. Ja, ein Himmel! wie wenig einer in einen

Fluß guckt und sieht darin den blauen Himmel. Springt er hinein, so muß er ersaufen! Darum müssen Eheleute einen guten Kopf haben, dann sie müssen gar oft das Striegeln leiden: — sie müssen gute Zähne haben, denn sie müssen gar oft etwas verbissen: — sie müssen einen guten Magen haben, denn sie müssen gar viel Hartes verdauen: — sie müssen einen guten Rücken haben, denn sie müssen gar viel tragen: — sie müssen gute Füße haben, denn der Schuh drückt sie gar oft hart; mit einem Wort, Geduld ist die beste Hausteuer für Eheleute. Daher liebe Leute, so euch das Maul wässert nach dem heiligen Ehestand, so leget zuvor alles wohl auf die Waagschale, und fahret nicht zu gäh in den Haerbrenn, damit ihr euch das Maul nicht verbrennet.

### Ein erbaulicher Liebesbrief.

Ich schick' dir, Liebe, tausend Grüße  
Vom Kopfe bis zu dem Fuße;  
O herzgeliebte Verena mein,  
Du bist mir süßer weder Wein.  
Wenn ich der Sonne schöne Pracht  
Und auch den Mond zugleich betracht  
So muß ich immer an dich denken.  
Mein Herz stets an dein Herz hinken  
Und spreite meine Arme aus  
Und weine damit allen Graus  
Dass du so hart bist wie ein Stein  
Und willst stets nicht mein Weib seyn.  
O herzgeliebste Verena  
O nimm mich doch zu deinem Ma.  
Ich beschwer dich bey dem Sonnenschein  
Bey dem Mond und den Sternlein,  
Bey dem Leben und bey dem Tod  
Bey dem lieben täglichen Brodt,

Bey dem Wasser und bey dem Wein  
Du wöllest doch bald werden mein.  
Ach ich muß sonst mit vielem Trauren,  
Vor Herzeleid noch gar versauen.  
Viel lieber wollt ich wäre tod  
Als leben und sterben in solcher Noth.  
O du mein Liebt du mein Leben  
An deinem Herzen thu ich kleben  
Als wie am Boden eine Floh.  
O wär es dir doch auch also!

(NB. Hieran ist nur die Orthographie etwas verbessert, und das Ende aus Gründen weggelassen.)

### Der weise Hufschmied.

In einem kleinen Städtchen des Cantons B. ließ sich der dortige Schmied verlauten, die wildesten Pferde auf englische Manier, und ganz ohne Gefahr der Umstehenden zu beschlagen. Ein Bauer, welcher ein dreyjähriges Pferd hatte, das im Dorfe nur der Esel genannt wurde, und nächstens zu Markte geführt werden sollte, gieng nun zum Schmied um beschlagen, oder wie an vielen Orten gesprochen wird, die Füße vertäfeln zu lassen. Nachdem die nothigen Hufeisen fertig waren, so wurden drey Mann beordert um das Pferd fest zu halten, der eine hinten, der andere vorne, und der dritte mußte die Zunge des Pferdes fest halten. Nun fieng der Schmied an, seine Operation zu machen, allein das Pferd wollte nichts vom Vertäfeln wissen, schlug hinten und vorne aus, der Schmied immer rufend: fest gehalten! Auf einmal schlug das Pferd so heftig aus, bäumte sich, und der Herr Vertäfeler samt zwey Festhaltern lag im — — O. und dem Dritten blieb die halbe Zunge des Pferds in der Hand. Nun hörte

das Vertäfeln auf einmal auf, der Schmied mit dem Hammer am Boden, der Bauer jammernd um sein Pferd; Alles krönte herbei, um sich nach dieser englischen Verfäfelung zu erkundigen. Als der Schmied wieder zu sich kam, verordnete er dem Pferd kurzes Futter, und fand zugleich ratsam, dasselbe einem Vieharzt zu fernerer Besorgung zu überlassen.

Der Arzt rief nun aus voller Lungen,  
O weh! dies Pferd hat keine Jungen!  
Hier hilft kein lang noch kurzes Futter,  
Verscharrts nur neben seiner Mutter.

### Eine neue Mode aus Amerika.

Ich will dieselbe in einer Geschichte erzählen. Ein Wilder in Amerika traf bei seiner Frau einen Liebhaber an, und sofort rüstete er die Bestrafung. Er versammelte das ganze Dorf, klagte den vermeynten Ehebrecher öffentlich an, und fieng nun einen Kampf mit ihm an, wobei beyde mit gewaltigen Prügeln bewaffnet waren, welche von den Franzosen Kopfspalter genannt werden. Lange schlugen diese zwey tapfer auf einander los, bis der Ehemann niedergeschlagen wurde. Jetzt nahm seine Frau ihm den Knüttel aus der Hand, und im Hui hatte sie dem sogenannten Liebhaber einen Arm entzwen geschlagen, wobei alle Anwesende eine große Freude bezeugten. — Aber jetzt kommt erst der Spaß! Vor lauter Freude gerathen nun die Männer alle einmütig hinter ihre Weiber und küssten sie? O nein! — Sie prügeln sie vielmehr mit ihren Knütteln, als wollten sie dieselben vor lauter Liebe todt schlagen. Unbegreiflich kam das dem französischen Reisenden vor,

der die Geschichte erzählt. Er wollte eine Frau in Schutz nehmen, die ihr Mann am Kopf blutig geschlagen hatte. Aber wie verwunderte er sich, als die Frau hinter ihn selbst gerieh und ihn zu prügeln anstiegu indem sie sagte: „Warum willst du meinen Mann hindern mich lieb zu haben?“ Seht liebe Frauen, das ist die neue Mode aus Amerika. Es kommt nur darauf an ob ihr Lust habet dieselbe auch hier Lands einzuführen, und eure Männer zu bitten, daß sie euch eben so lieb haben.

### Gute Antwort.

Ein junger muthwilliger Herr aus der Stadt spazierte einmal über Land und begegnete einem muntern Bauernmädchen das in einem kleinen Wägelchen einige junge Schweinchen führte, die mit einem Tuche bedekt waren, und eben grunzten. „Gieb doch deinen Kindern zu saugen,“ sagte der Herr, „hörst du wie sie schreien?“ — „Verzieht Herr,“ antwortete das lustige Mädchen: „I bi numme d's Chingemetschi, zue ne; aber sie hey d'Stimm von threm „Aeti g'hört, u dem hey sie g'schraue.“

### Sonderbare Manier zu heyrathen.

Es kommt mancher zu seiner Frau, er weiß nicht recht wie. Indessen ist doch in unserm Lande nur Eine Manier Hochzeit zu halten. Aber nicht an allen Orten geht's damit zu wie bei uns. Bey einigen Völkern in Amerika z. B. bringt der Hochzeiter den Eltern der Braut Geschenke. Werden diese angenommen, so ist der Handel richtig. Mehrere der ältern Gäste dienen als Zeugen, und es wird dabei ein Stock in so viel Theile

gerbrochen als Zeugen sind, deren jeder ein Stück mit sich nimmt. Wenn sich nachmals die Ehleute aus Misvergnügen trennen wollen, so werden die nämlichen Zeugen wieder versammelt, die Stücke des Stocks werden verbrannt, und die Ehescheidung ist richtig.

„O wenn es doch hier auch so wär, meinte der alte Hühnersepli, ich wollte mit meiner Alten gerne eine ganze Wedele, nicht nur einen Stecken verbrennen. Andere machen's noch kürzer. Der Liebhaber kommt des Nachts in die Hütte seiner Geliebten, und bietet ihr ein brennendes Hölzchen dar. Bläst nun das Mädchen das Hölzchen aus, so ist er — Mann und sie Frau. — Es giebt hier Landsleute die nicht einmal allemal vorher ein Knebel anzünden!!

### Die wizigen Küherweiber.

Lezt verflossenen Frühling fuhren zwey Küherweiber von B... nach Kersaz und hatten einen Küherkarren bey sich, dessen Ladung neben den gewöhnlichen Milchgefäßen annoch in einer ziemlichen Portion Pfunder-Anken, einer Rindshaut und einem Paquet Wurmtäfelein bestand, welch letzteren zu einem Präsent bestimmt waren. Als sie in das Mz.... kamen, fanden sie den dortigen Stag zu schmal um darüber fahren zu können, und da der Bach etwas stark angelaufen kam, so wurden sie rathig über den Steg zu gehen und den Karren an einem Seil durch den Bach zu schleppen. Wie geredt, so gehan; und als das Anziehen begann, so verursachte das Schwergewicht von hinten die Ausleerung der ganzen Ladung. Plötzlich sprangen beide mit aufgehobenem Zeug in den Bach, um wenigstens

des Butters wieder habhaft zu werden, bey welcher Bewegung aber das Zeug wieder sinken muste. Ein lautes Gelächter von etlichen Zuschauern machte, daß sie den Butter und Wurmtäfelein fahren ließen, und dasselbe retteten, was zu retten war. Nach leise gehaltenem Rath ward beschlossen, nach B... zurück zu gehen, und bey einem treuen und lieben Kellermütti so viel zu entheben, als der Werth des verlorenen Butters betrug, um ihren theuren Ehemännern allen Verdacht gehabten Unfall zu behennen, die bis auf öffentliche Erscheinung dieser paar Zeilen noch keine Nachricht, wohl aber einigen Verdacht hatten, daß ihren Ehehälften ein Unfall müste begegnet seyn; nachdem sie das Tropfen der Weiberkitteln u. der Kühhaut wahrnahmen.

Mys tusig's herzigs liebs Marelli,  
Wen'd mit dem Charrli chunst zum Bach;  
Su schlüpft id Stangli, nimm leis Seili,  
Hab d's Zugli uf, u thu fren gmach!  
Da Weg hält niemer nüt vernoh,  
U wärst nit id Brätig cho.

### Der Geizhals.

Ein Geizhals aus Kusa vernahm, daß sich ein Mann in Bassora aufhalte, der ihm an Geiz noch überlegen sey; er gieng zu ihm in der Hoffnung, die verborgnen Geheimnisse dieser schönen Tugend zu erfahren. „Sehn Sie willkommen, sagte der Geizhals von Bassora zu ihm, wir wollen zusammen auf den Markt gehen um unsere Bedürfnisse einzukaufen.“ — Zuerst giengen sie zu einem Bäcker: Habt Ihr gutes Brod? fragten sie ihn. — Zu ihren Diensten, meine Herren, Brod weißer als Butter. „Sie sehen, sagte

der M  
als B  
uns E  
fragte  
„Zu  
Gesch  
hören  
laßt i  
alsda  
gutes  
hell u  
Mam  
ist al  
ganze  
dam  
wirkl  
nichts  
Dehl  
und  
gelob  
für r  
stetr  
  
sellsc  
etwo  
einer  
eine  
auf  
desse  
iede  
Ma  
Ma  
die  
spri  
eine  
die  
diss

der Mann aus Bassora, die Butter ist besser als Brod, mit dem man sie vergleicht; laßt uns Butter holen.“ Beym Butterhändler fragten sie ebenfalls: „Habt Ihr gute Butter?“ „Zu Diensten, frische Butter, so fein an Geschmack als das beste Dehl.“ — „Sie hören, diese Butter wird mit Dehl verglichen, laßt uns Dehl holen.“ Sie verfügten sich alsdann zum Spezereykrämer. Habt Ihr gutes Dehl? „Ich habe vom allerbesten, hell und klar wie Wasser.“ — Nun sagte der Mann aus Bassora, das beste was es giebt, ist also Wasser, ich habe bey mir einen ganzen Topf voll, ich will Sie wohl splendid damit traktiren!“ — Er führte ihn auch wirklich nach Hause, und reichte ihm auch nichts als Wasser, weil es besser wäre als Dehl, so wie Dehl besser war als Butter, und Butter besser als Brod. „Gott sei gelobt, rief der Getzhals aus Kusa, ich bin für meine Reise belohnt, indem ich ein so einträgliches Geheimniß erfahren habe“

### Allerley.

In Aachen giebt es eine eigne Küll-Gesellschaft, die bisweilen, aber nicht immer, etwas Gutes stiftet. So wollte sie neulich einen Säufer bessern. Sie brachte ihn in eine Stube, die schwarz behangen war; auf den Tisch setzte sie ein Licht, und an dessen beydnen Seiten Todtengerippe. In jeder Ecke des Zimmers setzte sich ein großer Mann mit einem langen weißen Bart und Mantel. Als der Säufer erwacht und sich die Augen gerieben hat, sieht er um sich und spricht: Was Teufels wo bin ich hier? Nach einem langen Selbstgespräch wird er auch die Männer in den Ecken gewahr. „Wer bist du?“ rief er dem Einen zu. „Ich bin,

sagt er, Moses.“ Nach einem langen Selbstgespräch fragte er auch den andern; dieser antwortet: „Ich bin Abraham.“ „Ach so! fieng der Säufer an, dann bist du Isak, und du bist Jakob. Ich bin also unter die Erzväter gerathen. Nun, da ihr so alt seid, werdet ihr auch wohl wissen, wo der beste Schnaps ist, ich habe wieder Durst.“ Für diesmal hatte die Gesellschaft den Zweck verfehlt.

Ein Wirth fragte seine Magd, ob sie den Gästen außer den Spessen und dem Weine auch das Bier angeschrieben habe: Sie besann sich ein wenig, und gab dann Ja, zur Antwort. Wenn du es nicht recht weißt, sagte der Wirth, so schreibe es lieber noch einmal an.

Vor Kurzem rückte ein Spafvogel in Londoner Zeitungen die Nachricht ein: in den ersten Tagen der folgenden Woche könne man bey ihm einen Wagen sehen, der ohne Pferde fortfähre; er lud alle Mechaniker ein, ihn zu besuchen, und dies Meisterstück des menschlichen Geistes zu bewundern. Es fanden sich wirklich mehrere Mitglieder der Gesellschaft der Künste an dem bestimmten Orte, in der Hoffnung ein, ein Wunderwerk zu schauen; und was bekamen sie zu sehen? — Einen Schubkarren.

Ein Schnelder hatte eine Geiß, die der Lehrjunge des Morgens und Abends an der Straße hüten und weiden lassen mußte. Einst blieb der Junge mit der Geiß den ganzen Tag außen, man suchte ihn, konnte ihn aber nirgends finden. Erst Abends spät kam er

mit seiner Geiße daher und trug zwey junge  
Böcklein auf den Armen; die Frau Meisterin  
nahm ihm dieselben ab, lief damit nach der  
Werkstätte und sagte zu ihrem Manne: Ach  
Lieber, siehe doch, wie sich unsre Familie  
vermehrt hat.

Man fragte einen Iränder, warum er  
seine Strümpfe verkehrt angezogen habe.—  
Weil auf der andern Seite Löcher sind, war  
die Antwort.

Der jetzige König von England bemerkte  
einßt bei einem Spazierritte, nicht weit von  
Richmond, ein hübsches neu gebautes oder  
bedeutend verschönertes Haus. Er fragte  
nach dem Namen des Eigenthümers. Man  
antwortete ihm, sein Kartemacher habe es  
vor Kurzem gekauft. „Nun wahrlich,“ sagte  
der König, „ich sehe wohl, des Mannes  
Karten sind leuter Trümpfe geworden.“

### Der Kohlenbrenner und der Bleicher.

Ein Köhler sprach den Bleicher an:  
Ich seh du bist ein wackerer Mann!  
Drum bitt ich Freund, zieh bey mir ein,  
Wir wollen Eins in Allem seyn;  
Und selbst der Neid soll von uns sagen,  
Dass wir wie Brüder uns vertragen.

Darauf ließ sich der Bleicher hören;  
Freind, unsere Brüderschaft in Ehren,  
Den Antrag nehm ich doch nicht an.  
Zög ich zu dir, was wär es dann?  
Hätt ich mein Linnen mit Bedacht,  
Durch Asch' und Seife klar gemacht,  
Wohin sollt ichs zu trocknen hangen?  
Wohin bitt ich? an jene Stangen,  
Die du beschwerst mit Köhlersäcken?

O weh! wie würd' Ich's da besleden,  
Mein schönes Linnen nett und rein,  
Bis in die Ewigkeit hinein,  
Hätt' ich zu waschen und zu bleichen,  
Und würde nie das Ziel erreichen.  
Schlecht würd' es um die Nahrung stehn,  
Am Ende müsst' ich Betteln gehn.

So ist der Lauf der großen Welt,  
Wer zu den Bösen sich gesellt,  
Der wird verdorben ganz und gar,  
Das macht die kleine Fabel wahr!

### Die sonderbaren Käsmilben.

Zwey junge Pürsche kamen unlängst von  
G... nach M.... in die Oehle, eben als  
der Oehler, der ein erz Spatzvogel war,  
Rebsamen auf dem Reibebette hatte. Die  
zwey Pürsche, welche sehr neugierig waren,  
fragten den Oehler, was dies für Saamen  
seyn? Der Oehler sagte gleich, es seyen  
Käsmilben und sollen Salatöhl geben. E  
aber, e aber, sagte einer von den Pürschern,  
so setige Same gits ja d'stusigs vteili by  
üs, der ryck Hans het mengs Mäss. Voll  
Freude über diese Entdeckung, giengen sie  
nach Hause, und sagten es dem Vater, der  
einen kleinen Käshandel trieb; sogleich be-  
fahl derselbe das Licht anzuzünden, die  
Söhne, Frau und Töchter mussten sich mit  
Messern versehen, mit ihm in den Obergaden  
verfügen, welcher aus Mangel eines unter-  
irdischen Gewölbs zu einem Käse-Magazin  
dienen musste; und so gieng das Beschaben  
sämtlich vorhandener Käse vor sich, bis nichts  
mehr zu beschaben war. Morgens früh  
gieng die Reise nach der Oehle auf M....  
zu, und als der alte Kässhaber seinen  
müttigen Sack voll Geschäbe dem Oehler  
mit der Bitte übergab, ihme Salatöhl daraus

zu versetzen, so sagte der Oehler: „es würde dazu ein aparte Tuch erforderlich, welches er dem Oehler zu N.... gelehnt hätte, er sollte nur hingehen und es fordern.“ Gleich gieng der Alte hin, ob schon der Weg zwey Stunden von der Oehle zu M.... entfernt war. Der Oehler zu N.... der ein wenig gewissenhafter war als der zu M.... entdeckte dem Alten nach Anhörung seines Begehrens sogleich das Räthsel, worauf der Alte dergestalt in Zorn gerieth, daß er dem Oehler zu M.... lauter Rache zuschlug, und wieder nach der Oehle zu M.... fortgieng, wo er sogleich den Sack mit der Käseshabeten ins Wasser schmiss, und wieder nach Hause gieng. Bald darauf geschah es, daß in G.... getanzt wurde, wo sich auch der Oehler von M.... einfand, der denn von den Söhnen des Vaters Käseshabers dergestalt mit Käsmilbenöhl beschmiert wurde, daß er diesen Winter gezwungen seyn wird, eine Perrücke zu tragen.

### Die Niesenbassgeige.

Wenn es in England Bierkufen giebt, worin Kriegsschiffe von 36 Kanonen segeln können, so haben wir in Deutschland auch Wunderwerke aufzuweisen, auf die wir folz seyn können. Ein Buch: *Mala galina, Malum ovum* 1696. bey Andres Heininger in Wien, und bey Christoph Weigel in Nürnberg, enthält folgende ganz glaubwürdige wörtliche Beschreibung einer ansehnlichen Bassgeige. „Erstlich ist die bemeldte Bassgeige vierhundert Ellen lang und achtzig Ellen breit. Zum Andern sind auch 6760 Schok Dielen dazu genommen worden. Danu zu dem Sattel sind allein 567 Schok gekommen. Drittens haben 100 Geigenmacher, zwey

und neunzig Schreiner und sieben und achtzig Zimmerleute neun ganze Jahre daran gearbeitet, und ist dieses Jahr fertig geworden. Zum Vierten seyen zu den Schrauben vier Schok große Eichbäume gekommen. Fünftens seyen zum Fidelbogen acht Schok Lorbeerbäume gekommen. Zum Sechsten seyen von 20,000 Pferden die Schweife oder Haare zum Fidelbogen kommen, und haben zweihundert Leinweber an den Haaren künstlich gearbeitet. Zum Siebenten seyen zum Leim, damit die Geigen ist fest gemacht worden, von 18,000 polnischen Ochsen die Hörner genommen worden, und haben zweihundert Personen drey Jahre darüber in großen Braupsannen gesotten, wobey fünfzig Personen aus Unvorsichtigkeit in die Pfannen gefallen und tott geblieben sind. Zum Achten sind zu den Schrauben bestellt fünshundert Mann mit gar großen Instrumenten, wenn die Geige soll gestimmt werden. Zum Neunten sind zu den allerkleinsten Saiten 4768 Därme von den besten und schönsten Schaafen genommen worden. Zum Zehnten, was aber die andern Saiten anlanget, nachdem es eine siebensaitige Geige ist, so ist solche unmöglich zu beschreiben. Zum Elften wird bemerkte Bassgeige nur dreymal im Jahr gezogen, als um Ostern, Pfingsten und Weihnachten, denn es giebt von einem Fest zum andern den Klang so lange, daß man nicht öfter geigen darf. Zum Zwölften sind 680 Personen die nur den Fidelbogen regieren. Zum Dreyzehnten, wenn der Fidelbogen soll geschmiert werden, muß man allemal 800 Pfund Calvonium haben, und müssen auch achtzig Personen von einem Fest zum andern Tag und Nacht den Fidelbogen schmieren. Zum Vierzehnten ist dies Jahr diese große Bassgeige am Ostertag zum ersten-

H

mal gezogen worden, da aber die allerkleinste Saite abgesprungen, und hat dennoch 300 Menschen erschlagen, ohne welche noch beschädigt wurden. Zum Fünfzehnten, weil die große Tiefe der Bassgeige nicht zu beschreiben, so ist doch gewiß geschehen, daß ein Schneider aus Vorwitzigkeit sich bemühet, auf diese Geige zu klettern. Da er nun aber wohl begucken wollen, und durch ein Sternloch hinein geschaut, bekam er einen Strauchel oder Schwindel, und fiel gar hinein, da er denn zwey Tage gefallen, ehe er auf den Boden kommen ist. Zum Sechszehnten weil aber die abgesprungenen Saiten niemals wieder aufgezogen worden, so haben die Beywesenden einen Versuch gethan, und den Fidelbogen hin und her gezogen, da hat es einen solchen Klang gethan, daß ein Thurm fünfzig Klaster hoch, der eben nicht weit davon gestanden, sich erschüttert und eingefallen, jedoch keinen Menschen als nur einen Esel erschlagen. Es sind aber von solch starkem Klang 400 Menschen um das Gehör gekommen.

### Meister Dickthun.

Man sagt in einem gewissen Lande von einem Prahlhansen: Dick thun ist sein Leben! Leih ihm doch 3 Bahnen.

### Der Wether-Rath.

Es kamen zusammen  
Die Damen, die Ammen,  
Maria, Susanna,  
Katherine, Johanna,  
Die Mädchen vom Städtchen,  
Das Gretchen, Lisettchen,  
Rosina, Regina,

Karlina, Sabina  
Maria, Sophia:  
Sie schreyen in Reihen,  
Sie zanken, sie dräuen,  
Sie hadern, wie Nattern,  
Sie flattern, sie schnattern,

— — — —  
Ob hinten die Binden  
Lüzinden recht stünden?

### Die Schöpfung des Weibs.

Das Weib das Höchste! rief die stolze  
Juliane,  
Schuf Gott zulezt! — O ja nach einem  
weisen Plane;  
Erst Fundament und Haus, zulezt die  
Wetterfahne.

### Treuherziger Brief.

Offentliche Blätter enthalten folgenden Brief, der wirklich und wörtlich also an den Feldmarschall Blücher geschrieben wurde, wie er hier abgedruckt erscheint. In einem guten Holzschnitt drückt er das trauliche Verhältniß treffend aus, in das sich zu seinem alten geliebten Feldherrn das Volk versetzt; und darum haben wir ihn zur Ergötzlichkeit der Leser aufgenommen, die an seiner Treuherzigkeit sicher ihren Gefallen finden.

Allermüberwindlichster Feldmarschall!  
— General.

Herr General Vorwärts, Exellenz,  
Liebwerthester Herr Blücher!

Verzeihen Sie Exellenz, liebwerthester Herr Blücher, General Vorwärts, daß ich als unzeitige Geburt es wage, an Sie zu schreiben; aber ich kann mir nicht helfen, es ist wegen meinem Trangott; ich bitte Sie

um alles in der Welt, liebster Herr Blücher Exellenz General Vorwärts, was ist das für eine infame Konfusion mit dem Feldpostamt; Ich habe meinem Traugott bei den Gardesägern, er kennt Ew. Exellenz Vorwärts genau und gut; schon zweymal habe ich ihm Bulage geschickt, aber er hat nichts bekommen. Ich bitte Ew. Exellenz demuthigst, korrigieren Sie die Kerls doch eiumal, aber nach alter preußischer Manier; Sie verstehen schon, wie ich's meyne; das wird gewiß helfen; denn es ist um die Schwernoth zu kriegen, wenn man den Kindern, die fürs Vaterland streiten, was schützt, und sie nichts bekommen. Ew. Exellenz werden den Kerls doch wohl ein Donnerwetter auf den Hals schicken; deshalb habe ich es Ihnen geschrieben, denn ich weiß schon, daß mit dem Alten nicht viel zu spassen ist. Ew. Exellenz unüberwindlichster Feldmarschall General Vorwärts genannt, liebwerthester Herr Blücher, Ich verbleibe Ihr unterthänigster,

Schornsteinfeger Matthias Keller zu  
Schweidnitz, 1814.

NB. Wenn Sie meinen Traugott sehen, so bitte ich, ihn unbeschwert zu grüßen, aber schenken Sie ihm nichts; doch ich habe ihn immer zur Ordnung angehalten. Na, adieu.

### Das Schaltjahr.

Um die Zahl seiner Kinder zu mindern, verheyrathete ein Dorflüster seine Tochter an einen benachbarten Bauern, und das junge Weibchen brachte ihrem Manne schon im fünften Monate nach der Hochzeit einen kleinen Sohn. Der zu frühe Vater ward hierüber unruhig, und beschwerte sich darüber bei seinem Schwiegervater. Der Küster antwortete: „Gut, mein Sohn, aber wie

müssen doch im Kalender nachsehen, ehe wir urtheilen.“ Er saß auf dem Kalender auf und sagte: „Ja lieber Sohn, hier haben wir's; dieses Jahr ist ein Schaltjahr, und da ist sich nicht darüber zu wundern.“ Der Schwiegersohn beruhigte sich mit diesem väterlichen Auspruche, gieng heim, wiegte ruhig seinen kleinen Knaben in Schlummer, den er durch die Schalkheit dieses Jahrs so früh erhalten hatte.

### Zufriedenheit.

Ein armer Mann der nichts zu nagen und nichts zu beißen hatte, wurde gefragt, wie es in seinem Haushalten zugeinge? — „Wie im Himmel,“ sagte er. — „Wie so?“ fragte man. Er erwiederte: „Im Himmel ist und trinkt man nichts mehr.“

### Bestrafung.

Der Schulmeister eines Dorfes hatte ein Stück seines Walzenackers abgemahlt, und damit ihm der Waizen nicht gestohlen würde, schickte er des Nachts seine zwey Söhne auf das Feld um ihn zu bewachen. Diese sahen um Mitternacht einen Bauern der einen Fleck Waizenacker neben dem ihres Vaters hatte, mit einer Laterne kommen, die er auf feinen Grund setzte, worauf er davon gieng, um fremde Frucht zu stehlen, und sie zu der seinigen zu tragen, die gleichfalls schon abgemahlt da lag. Die Knaben merkten, was er im Sinne hatte, und setzten, indem er ihnen den Rücken lehrte, die Laterne auf ihres Vaters Grundstück. Der Bauer schleppt nun die ganze Nacht Waizen zu, und legt ihn sorgfältig auf das Stück Landes worauf die Lanterne stand. Den andern Tag

Kommt er, seinen Walzen in Garben zu binden, und weil er nun glaubt, recht viel auf seinem Grunde zu haben, nimmt er recht viele Bindseile mit. Der Schulmeister kommt auch, hat nur wenige solche Bindseile bey sich, sieht seinen Walzen, und wundert sich über den Reichtum den er findet, denn seine Söhne hatten ihm das Stückchen des Nachbars noch nicht mitgetheilt. Er fängt zu binden an, und muß Seile von seinem Nachbar borgen, weil er so viele Frucht nicht erwartet hatte. Der Dieb indes hatte Selle genug übrig, und kraute sich mit saurer Miene hinter den Ohren.

### Frage und Antwort.

Ein Bürger handelte mit einem Bauer um ein Jüder Stroh. Als sie um den Preis einig waren, fragte der Bauer den Bürger, wie er heiße? Der Bürger antwortete:

Ich heiße Hans Str,  
Fürs Stroh geb ich mir.

Hierauf erwiederte der Bauer:

Ei! heißt der Herr so,  
So geb ich ihm kein Stroh.

### Trost im Unglück.

Ein Mann mit einem hölzernen Fuß wurde von Jemand bedauert, daß er so unglücklich geworden. — „Ich unglücklich,” sagte er, „warum denn? daß ich einen Fuß von Holz habe? Gerade um desto glücklicher. Wie oft stieß ich mich sonst an den Fuß von Fleisch und Knochen. Da lag mir ein Stein, dort ein Kloß im Wege. Bald trat mir ein Monsieur Dumimut auf die Zähne; bald trat ich mit meinen Hühneraugen auf einen Kiesel, daß ich laut hätte aufschreien

mögen. Darnach was war das nicht für eine Marter den Sommer über mit den verwünschten Mücken! Jetzt mögen sie stechen ich fühle nichts. Ein Wagenrad mag über meinen hölzernen Fuß weggehen; zerbricht er, so geschieht's ohne Schmerzen, und wie bald ist nicht ein anderer gemacht. Fährlich habe ich nur die Hälfte Kosten für meine Füße, weil ich jetzt nur einen Strumpf und nur einen Schuh brauche. Ja, der hölzerne Fuß trägt mir noch Geld ein, an keiner Thür weiset man mich so leicht ab. Man wirft mir ungebeten Geld in den Hut. Und endlich bekomme ich nie das böse Ding, das Podagra an diesem Fuße. Nie wird er alt; und wie gut, wenn ich alles Alte so leicht wieder verjüngen könnte, wie diesen Fuß.“ So sagte er, und hüpfte fröhlich auf seinem Stelzfusse fort. Glücklich, wer Unfall und Unglück so zu seinem Vortheil sich zu bilden und zu deuten weiß.

### Ein Unglück kommt selten allein.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

In meiner Jugend kannte ich einen Mann, der neben andern Narrheiten auch die hatte, wenn er sich schneuzte, einen solchen Lärm zu machen, daß oft die ganze Kirche in Aufruhr geriet, wenn er mitten in der Predigt seine schreckliche Posaune ertönen ließ.

Dieser laute Herr geht einmal über den Kachelmarkt zu Bern, und fängt seinen Nasenlärm knittern im Getümmel des Marktes an. Einige erschrecken und schreien, andere lachen und spotteten. Aber am übelsten fand es ein Hund, der Kacheln hütete. Er ward durch den ungewohnten Schrey so ergrimmmt, daß er einem vorübergehenden Esel, dessi er den Lärm vielleicht eher

Ein Ungeat kommt selten allein.



als einem Menschen zutraute, in die Beine schoss. Der Esel machte begreiflich bey diesem unvermutheten Angriff einen gewaltigen Schneidersprung auf die Seite, und glücklich überrannte er das Kachel-Mütterchen, das über einem Hasen seine erfrorenen Hände wärmte. Aber der alte Schwarzenburger, der auf dem Esel ritt, konnte in allem dem bedenklichen Wirrwarr sein Gleichgewicht auch nicht behalten, sondern stürzte von seinem stolzen Thiere herab gerade auf einen Küher, der mit der Bruste am Rücken vorbeiging, und wieder seinen Willen eine Menge Kacheln und Hasen mit ausgeleerter Milch füllte, ehe er sie im Falle zerdrückte. Und wie nun alles am Boden lag, wild durcheinander unter den zertrümmerten Kacheln, und wie sich alles langsam wieder erhob da fiengen die Reklamationen und Entschädigungs-Begehren lebhaft an. Die Krämerinn wollte ihre Kacheln bezahlt haben, und der Küher seine Milch. Aber der Schwarzenburger wollte nicht bezahlen, und schob die Schuld auf den Esel. Ja er forderte sogar von dem Eigenthümer des Hundes eine Gratifikation für den gebissenen Esel. Am Ende fuhr alles über den absurdens Schneuzer los. Aber der war indessen — auf und fort — und trank auf der Insel Elba an der Matte sein Vierteli in Ruh, bis es ihm in den Sinn kam noch einmal zu — schneuzen.

### Launen.

In einer Gesellschaft, die aus lauter Freunden bestand, deren jeder aus einer andern Nation in Europa war, beklagte sich ein Unqar, daß er sehr übler Laune sey, und gleich darauf fieng er an, eine Pfeife Tabak zu schmauchen. Ein Anwesender sagte ihm: er halte das Tabakschmauchen für kein schickliches Mittel, guter Laune zu werden. „Das kann bey Ihnen der Fall seyn,“ versetzte

der Ungar, „aber bey mir thut es gute Wirkung. Jede Nation pflegt sich die Sorgen auf eine andere Art zu verscheuchen. Der Deutsche vertrinkt sie, der Franzose verzerrt sie, der Spanier verbetet sie, der Engländer vertanzt sie, der Pole verflucht sie, und der Italiener verschläft sie.“

### Das Vermächtnis.

Es starb ein Mann, der eine Frau und unerzogene Kinder hatte. Sein Vermögen hob sich fast ganz gegen seine Schulden auf so, daß seinen Erben nichts von Werth in den Händen blieb, als ein Pferd von seltener Schönheit. Jeder Pferdekenner urtheilte es sey tausend Dukaten werth. Nun hatte der Besitzer seiner Frau im Testamente befohlen, dieses Pferd nach seinem Tode zu verkaufen, und das daraus gelöste Geld dem Kapuzinerkloster zu schenken. Die kluge Frau, welche wußte, daß durchlige Kinder mehr Recht auf das Erbe des Vaters haben, als jeder andere ersann einen Ausweg, der ihrem Verstande keine Unehre mache, und ein guter Erfolg belohnte sie. Sie schickte einen Diener mit dem Pferde zu Markte, und gab ihm eine kleine Käze mit, nebst der Anweisung, wie er beide verkaufen sollte. Ein Graf, der auch auf den Markt kam, und nie ein so schönes Pferd geschen hatte, ging mit der Käze daran zu, es kaufen zu wollen, was es auch koste. Er fragte den Diener der es führte: „Was kostet dieses Pferd?“ „Einen Dukaten.“ — „Seyd Ihr toll?“ — „Einen Dukaten, Euer Gnaden.“ — Nun da habt Ihr ihn, und gebt mir das Pferd.“ — Erlauben Euer Gnaden, es ist eine kleine Bedingung dabei; Sie müssen die Käze mit kaufen.“ — „Nun

Was kostet denn die?“ — Neun hundert neun und neunzig Dukaten.“ — Der Graf verlegte den Handel, und da er für das herrliche Pferd wohl zwölshundert Dukaten gegeben hätte, so fand er den Kauf noch immer vortheilhaft, und gab also für das Pferd Einen, und für die Kaze neun hundert neun und neunzig Dukaten baar hin. Nun erfüllte die Frau den letzten Willen ihres Mannes, und gab dem Kloster den für das Pferd gelösten Dukaten, und die neun hundert neun und neunzig wandte sie für sich und ihre Kinder an.

### Ein anderer Pferdhandel.

Jud Nathan handelte mit Pferden. Einst litt er mit einem Pferde zu jemanden und bot es ihm zum Kause an. Der Pferde-liebhaber besichtigte das Pferd genau, um zu sehen ob es keinen Fehler an sich habe. Als er die Augen betrachtet hatte, sagte er zum Juden: „Hebräer! ich glaube, das Pferd sieht nicht am besten.“ — Nathan sagte: „Joh, Ihr Gnaden! Sollt es epper gar die Zating lesen können? Joh, gnädiger Herr! Da wär's a Gaul für'n Fürsten.“

### Der Welt Lauf.

Geller von Kaisersberg, Prediger in Straßburg, sprach: „Friede macht Reichtum, Reichtum macht Uebermuth, Uebermuth bringt Krieg, Krieg bringt Armut, Armut macht Demuth, Demuth macht wieder Frieden.“

### Diebstahl nach neuster Mode.

Jüngst sind Diebe in das Gefängnis eingebrochen, um den Aufseher zu bestehlen.

Sonst brechen wohl Leute aus dem Gefängnisse; dies war der erste Versuch, hinein zu brechen.

### Das wunderthätige Bündelein.

Ein Oberländer der grosse Lust bezogte in holländische Kriegsdienste zu treten, doch aber wegen der Sage, daß der Krieg zwischen diesem Land und Frankreich bald ausbrechen würde, in etwas Furcht geriet, bekam den Rath, zu einem alten bekannter Mütterchen zu gehen, welche ein Mittel besaß, den Menschen gegen alle Anfälle in Sicherheit zu stellen. Der junge Mann ließ sich den Rath gefallen, gleg zu dem Mütterchen, und bekam gegen Erstattung eines guten Trinkgelds ein kleines Bündelein, welches er auf die Brust hängen mußte. In vollem Vertrauen auf die magische Kraft des Bündeleins, nahm er Kriegsdienste und gieng nach Holland. Der Krieg brach wirklich aus, und er mußte in's Feld. Bey einer hizigen Affaire hinderte ihn das Bündelein und verursachte ihm wegen dem Druck des Patrontaschenriemens einen Schmerz; husch nahm er das Bündelein, schob es auf den Rücken und sagte: Du Chäher, wen'd opis channst, so mehr di hinte, i will mi vorne scho wehre!

### Der unerschrockene Soldat.

Ein Deserteur der sich in ein holländisches Regiment hatte engagiren lassen, mußte nun auch bey ausgebrochenem Kriege mit zu Felde ziehen. Bey einer Bataille, wo es sehr hizig zugleg, zitterte er so stark, daß er den Radstock kaum in den Gewehrlauf stecken konnte. Sein neben ihm stehender

Kamerad fragte ihn, warum er so große Angst hatte. „Keine Angst Bruder, sagte der Soldat; aus lauter Elser, aus lauter Elser.“

### Der Denkstein des bey Lützen gebliebenen Königs von Schweden, Gustav Adolph.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Die Gräuel und Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, die Veranlassung zu demselben, und die Personen die an diesem Kriege den vorzüglichsten Anteil nahmen, sind mehrern Lesern bekannt. Eine dieser wichtigsten Personen und unstreitig einer der größten Männer seines Jahrhunderts war Gustav Adolph, König von Schweden. Er war im Jahr 1594 den 19. Dezember geboren. In seinem 18ten Jahre bestieg er den Thron, hatte von der Zeit an beständige Kriege zu führen, und kam im Jahr 1630 selbst nach Deutschland, um die unterdrückte Religionsfreiheit seiner protestantischen Glaubensgenossen zu retten. Groß und schön von Körper, veredelt an Geist und Herzen, war er der Stolz seines Volkes. Vorzüglich hatte ihn ein religiöser Sinn so ganz durchdrungen, daß dieser Sinn aus allem, was er that und sprach, hervorleuchtete, und den König selbst zum liebenswürdigsten Muster eines wahrhaft christlichen und frommen Fürsten erhob. Durch diesen frommen Sinn leitete er alle seine Neigungen und Begierden, durch ihn milderte er auch seinen Ehrgeiz. Als er im Jahr 1630 mit 15000 Mann gesandet war, kniete er im Angesicht seines ganzen Heeres nieder, dankte Gott für die glückliche Überfahrt und bat ihm um seinen Schutz und Segen. Seine gerührten Offizier beteten im Stillen nach, als er aber ihre Augen voll Thränen sahe, sprach er:

Weinet nicht, meine Freunde, sondern betet. Je mehr Betens, je mehr Siegs. Fleißig gebetet, ist halb gefochten. Es würde hier überflüssig seyn, Gustav Adolph auf seinen sämtlichen Tugenden zu begleiten, alle einzelne Thaten von ihm anzuführen und die schönen und edlen Eigenschaften seines frommen Gemüthes zu rühmen, die er bey jeder Gelegenheit gegen Freunde und Feinde an den Tag legte. Für unsern gegenwärtigen Zweck ist es genug, nur auf das traurige Ende dieses Helden hinzublicken. Als er im Jahr 1632 nach Naumburg gekommen war, vergötterte ihn fast das Volk und drängte sich, ihm, bei seinem Einzuge, die Stiefeln zu küssen. Dies erfüllte das ganze Gemüth des Königs mit trüben Ahnungen. In einer solchen Stimmung sprach er zu seinem Hofprediger Fabricius: Unsere Sachen stehen auf einem guten Fusse, aber ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit dieses Volkes strafen werde. Hat es nicht das Ansehen, daß mich diese Leute recht zu ihrem Abgott machen? Wie leicht könnte Gott sie und mich empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher sterblicher Mensch sey. Grosser Gott, du bist mein Zeuge, wie sehr mir dieses alles missfällt. Ich überlasse mich deiner Vorsehung. Ich hoffe, du werdest es nimmer zugeben, daß das angefangene gute Werk der Befreyung deiner wahren Kirche unvollendet bleibe. Bald darauf, den 6. November (nach Andern den 15.) kam es zu der berühmten Schlacht bey Lützen. Alle Vortheile waren vor derselben auf Wallensteins Seite. Der König brachte die kalte Nacht in einer Kutsche, im beständigen Gespräch mit seinen Offizieren zu. Ein starker dicker Nebel hinderte den König die Schlacht mit Sonnenaufgang zu erkennen. Er hielt sein Gebet, legte ein neues ledernes Kleid an, wollte aber den Oberharnisch nicht anlegen, und sagte: Gott und die Gerechtigkeit meiner Waffen sind mir Schützes genug. Während

Der Denkstein von Gustav Adolph.



3

rend Wallenstein seinen Leuten durch Versprechen und Drohungen Muth einzuföhren suchte, stimmte die Schweden mit Einem Munde zum Schalle der Pauken und Trompeten die Lieder an: Eine feste Burg ist unser Gott ic. und: Es woll' uns Gott genädig seyn ic. Um 9 Uhr begann die Schlacht; aber noch konnten die Streitenden sich nicht sehen, wegen des Nebels. Erst um 11 Uhr rückten die Schweden vor. Gustav schwang sich auf den schwarzbraunen Hengst, den er auch in der Schlacht bey Leipzig geritten hatte. Der König ritt dem rechten Flügel vor, der brave Bernhard von Weimar führte den linken an. „Nun wollen wir dran, ihr ehlichen Kameraden, rief der König! falt an, falt an, in Gottes Namen! Jesus hilf mir heute ritterlich streiten und segne mein Recht zu deines heiligen Namens Ehre!“ damit gab er dem Pferde die Sporen und sprengte auf die Landstraße los, aus deren Gräben ihm ein furchterliches Feuer entgegen kam. Wallenstein ließ Lüzen anzünden, damit sein rechter Flügel nicht umzingelt würde. Nach vierstündigem blutigen Kampfe schien der Sieg für die Schweden errungen zu seyn, da kam Pappenheim mit seinen Reitern von Halle her, zur Unterstützung Wallensteins. Das Treffen erneuerte sich und der linke Flügel der Schweden wurde mit Macht zurückgeworfen. Gustav erhielt auf dem rechten kaum davon Nachricht, so eilte er den Seinen mit einem Kavallerieregimente zu Hilfe, und sprengte voran, um den Stand des Feindes zu recognosciren. Nur einige Begleiter, und unter diesen der Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, konnten ihm folgen. Er stieß auf eine Schwadron kaiserlicher Kürassiers und erhielt einen Schuß in den Arm so schmerhaft, daß er, nach vielem Blutverluste, den Herzog von Lauenburg bat, ihn vom Schlachtfelde wegzuführen. Kaum hatte er sich gewendet, so

bekam er noch einen Schuß in den Rücken, wobei ihm der Ausruf: Mein Gott! Mein Gott! entfuhr. Der Herzog, vor dessen Gesicht auch eine Kugel vorbeisauste und der eigne Gefahr fürchtete, ließ den König fallen und sprengte davon. Die Rossen der Feinde und Freunde stürzten über den Gefallenen hin, ohne daß er erkannt wurde, und nur sein zurückkommendes blutiges Pferd und die Berichte seiner letzten Begleiter, machten den Schweden den unglücklichen Vorfall kund. Dadurch wurden sie, von Nachsucht angefeuert, zu neuer Tapferkeit entflammt und erschienen endlich einen gänzlichen Sieg über die Kaiserlichen. Die Schweden blieben die Nacht auf dem Schlachtfelde, und suchten tiefverbübt, mit anbrechendem Morgen unter den vielen tausend Leichen, den Körper ihres geliebten Königs. Mit Mühe fanden sie ihn, mit andern Körpern bedeckt, nackt ausgezogen, und vom Blute und Hufschlägen so entstellt, daß er kaum zu erkennen war. Er lag unweit einem großen Feldsteine, und zwar zwischen diesem und der Stadt, etwa 30 bis 50 Schritte von jenem. Man fand 11 Wunden an dem Leichnam, aber alle innere Theile so gesund, daß der König noch lange hätte leben können, denn er hatte noch nicht das 38. Jahr vollendet. Es liegt noch viel Dunkel darüber, wer der Mörder Gustavs gewesen sey. Einige wollten den Herzog von Lauenburg, wegen seines bekannten nachherigen Beträgens, des Meuchelmordes beschuldigen. Andere nennen den Obrilsturten Falkenberg; noch Andere selbst den Pappenheim. Mit Gewissheit läßt sich hierüber nichts sagen. Der Leichnam des Königs, wurde über Wittenberg und Berlin nach Stockholm gebracht und daselbst in einer, eigends für ihn errichteten, Begräbniskapelle beigesetzt.

Unser Kupfer zeigt uns den Stein, in dessen Nähe, nach jener blutigen Schlacht, der Leich-

nam des unvergesslichen großen Königs gefunden wurde. Dieser Stein steht sich demseligen, der von Leipzig nach Lüzen geht, linker Hand an der Chaussee dar; im Hintergrunde sieht man das nahe Lüzen mit seinen Windmühlen liegen. Der Stein wird in Urkunden schon 100 Jahre vorher der große Stein zwischen dem Floßgraben und Lüzen genannt. Allein seitdem Gustav Adolph in seiner Nähe sein kostbares Leben verlor, erhielt er die Würde eines historischen Denkmals und ist seit der Zeit unter dem Namen des Schwedensteines in der ganzen Gegend bekannt. Und wer könnte wohl hier vorbeitreten, ohne mit stilen Betrachtungen einige Augenblicke bey diesem Stein zu verweilen? Der Freyherr von Zink ließ vor 30 Jahren einen Aufsatz an die Deutschen ergehen, Gustav Adolph an dem Orte, wo er gefallen, ein Denkmal zu stiften; mehrere deutsche Fürsten hatten denselben Gedanken und waren des Vorsatzes, Gustav Adolphen ein, seines unsterblichen Namens würdiges, Denkmal hier errichten zu lassen. Allein unüberwindliche Schwierigkeiten machten, daß es nur bey Aufruf und Vorsatz blieb. So lag der Felsstein ohne Auszeichnung fern der da, und konnte leicht übersehen werden, bis ein verständiger Landmann, dessen Name aber unbekannt ist, vor etwa 18 Jahren, aus eigenem Antrieb 8 Pappeln um ihn her pflanzte, die nun den kleinen Hügel am Wege beschatten, dem Vorübereilenden ein bescheidnes: „Steh Wanderer!“ rufen und seine Aufmerksamkeit auf den alten, einsachen, bedeutungsvollen Feldstein hinlenken, wenn ihn auch keine lebende Stimme dazu auffordert.

### Der hochmuthige Brautführer.

Zu N... nahe bey der Stadt wollte Claus und Eiss Hochzeit machen, aber ihnen mangelte ein Brautführer.

Nikel, der Brant Vater sagte zu Claus: Claus in acht Tagen woltist Hochzeit ha, hest du ne Brutführer? Claus. Neh no nid, i dächt, mer wey ds' Chüters Sun zum Brutführer, da ist e rechte stissen u hochmütige. Eiss. Meinste nid, daß mer oh opper von üse Verwandte näh fortst, mit de' Chüters könnt mer g'wüs ih d' Prättig eh. Claus. Eh! was Prättig! neh! ich mag nit, uh i will nit wüssen, vo üse Verwandte; im ganze Torf, uh ds' Lang if u ab ist gwüs leh tollere, deh ds' Chüters Sun, der mer rácht g'salle thät, mit ihm könne mer oh Ehr legge. Eiss. Wie de eppe meinß! ja, i ha nit dra dächt, wegen Ehr legge, i dächt, mer werdits wohl nöthig ha.

Claus. Ja glaub mer Eiss i dächtje a alles; i will zunem gah, u ne llade.

Nigg, Eiss und Claus waren's aufzrieden, und des Kühers Sohn wurde eingeladen; dieser bezeugte heimlich gegen seinen Aetti, (der ebenfalls mehr Dummschlitz als Geld besitzt) eine so große Freude, wieder einmal als Prahlhans sich zelgen zu können, daß er ihm eine nagelneue Saffretfarbene Kutte (Rock) machen ließ, womit er an der Hochzeit paradierten sollte.

Pößtausend! was machten die Hochzeitsleut für Augen, meinte der Brautführer, als er in der neuen Saffretkutte anlamm, er war voller Freuden, und nun hieß es, Hospsa, i d' Chilche!

Unterwegs nahm man es Schöppsi (das lebte) und kam zurück; nun wollte sich der Brautführer, der begeistert vom Genuss des Rebensaftes jetzt die ganze Welt für sein Eigenthum ansahe, auch recht in seinem wahren Glanz zeigen, und machte gegen die Braut

Braut meinte das E spottet dies n mehr, machte daß de Braut scheuch nahm. Bi Wägel Das 2 auf eb die Ob die man n mehr si wol Schütt war, Wasser her da Braut den sch zusehr lag sie Wasser neue Sinne daß ei wenig lange ihm n Stiel zurück sich sei Stalli Pferd

Brautleute so posierliche und stelze Complimente und Ceremonien, daß er von der, das Hochzeit betrachtenden Kindern ver-spottet und ausgelacht wurde; er aber nahm dies nicht für Spott, sondern glaubte vielmehr, man finde Gefallen an ihm, und machte es noch ärger, und zwar so arg, daß das Pferd am Hochzeitwageli, in dem Brautführer ein Gespenst wahnend, erschreckte und samt dem Wageli den Reizausnahm. —

Bläß vor Schrecken fiel er erst aus dem Wägelein, und dann in eine tiefe Ohnmacht. Das Brautpaar ließ ihn nun in den Stall auf eine Burde Stroh legen, um dorten die Ohnmacht ausschlafen zu können, — ob dies lächelnd oder weinend geschah, weiß man nicht genau; aber sicher hatte niemand mehr Bedauern mit ihm, als die Stallmagd! sie wollte ihn wecken, da sie dieses aber, alles Schüttelns ungeachtet, nicht im Stande war, nahm sie endlich zu einem Kübel mit Wasser ihre Zuschlagt, aus welchem sie vorher das Kalb getränkt hatte, und wollte den Brautführer bespritzen, aber o weh! durch den schmutzigen Boden, und da sie sich allzusehr bückte, glitschte sie aus, und krach! lag sie auf dem Brautführer, und der volle Wasserkübel ergoss sich über die schöne nagelneue Saffretkutte! — Dies brachte ihn zu Sinnen, aber auch zugleich in solchen Zorn, daß er sich mit der Stallmagd für die so wenig Achtung gegen seine Saffretkutte so lange im Ruhloch herumbalgte, bis man ihm meldete, daß jemand das Pferd am Stiel erwischt, und so gefangen wieder zurückgebracht habe; — nun verwandelte sich sein Zorn in Grobmuth, er verzog der Stallmagd ihre Unart, gab dem, der das Pferd aufgefangen, einen halben Bayen

Trinkgeld, begab sich dann in der zwar nassen und jetzt verschmutzten Saffretkutte dennoch wohlgeinuth zum Hochzeitschmaus, und wurde bald so lustig, daß er vergaß, die Braut heimzuführen, und endlich sein Nachlager unter dem Tisch nahm, wo ihn den andern Morgen die Magd, da sie die Stube wischen wollte, noch schnarchend fand.

### Neumodische Mundstücke.

Ein Jude, welcher außerordentliche Lust hatte, das Waldhorn blasen zu lernen, machte seinem Nachbar durch seine widrigen und falschen Pharaonstöne so lange Zeit, daß der Nachbar auf ein Mittel dachte, sich durch einen Spaß an dem Juden zu rächen. Als nun beide des Abends vor dem Hause saßen, sagte der Nachbar zu dem Juden: er hätte noch ein Paar schöne und sauber vergoldete Waldhornmundstücke, die er ihm um einen wohlfeilen Preis erlassen wollte. Der Jude wollte die Mundstücke gleich sehen, der Nachbar aber entschuldigte sich, daß er dieselben wirklich nicht bey der Hand hätte, er wollte sie ihm aber morgen übersenden. Nun gieng der Nachbar zu einem Schweinmezger, nahm von demselben zwey Schweinschwänze und übersandte dieselben dem Juden in einer kleinen Schachtel, mit der Nachschrift unter der Adresse: Valor L.6.

Jau, jau, na Himmels Wunder,  
Was ist denn das fir Blunder,  
Jau, jau na was ist das?  
Das kommt vom Meister Nikli  
Und sind Waldhornmundstückli  
Jau, jau na kumm und blas.

## Spazierfahrt in der Schnellbenne.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Letzen Herbst befahl ein Bauer seiner Magd auf das Feld zu gehen um seinen Acker anzufurchen. Mit heller Stimme rief sie nun des Bauers zehnjährigen Sohn: Hansuhli! chum hilf mer doch d'Stere wäte und d'Schnellbenne zwäg mache! Nun wurde angespannt, und die Magd setzte sich auf die Benne. Als si bis Mittags gearbeitet hatten, sagte der Hansuhli: mer wey gads Mittag esse! Als nun wieder vorgefahren wurde, setzte sich die Magd wieder auf die Benne, der Uhli aber hatte vergessen die Benne wieder zu befestigen und anzuhängen; der Uhli lief voraus, und die Magd mit der Peitsche: hü, han, Falch, Rubi! Pumps! da lag die Magd im Koth und rief: O Uhli, Uhli! warum hest du d'Benne nit aghaicht?

O je, wie wird der Meister gräinne,  
Wenn ihm der Uhli alles seit!  
Dass i syg pürzlet us der Benne,  
U ds'ungerobe use gheit!  
So wot i nümme meh spaziere,  
Gut, dass no niemer het vernoh!  
Güst chönt i no mit samt de Stiere,  
U Benne no id Bratig cho.

## Schönheitsmittel.

Eine Zeitung verbürgt Nachstehendes: Ein Paar Mädchen, die aus Erfahrung wußten, daß die Leinwand durch Bleiche und Sonnenhitze glänzend weiß werde, entschlossen sich, um ihrer gelben Schönheit einen weißen Teint zu verschaffen, sich auch von der Sonne bleichen zu lassen. Sie leg-

ten sich daher in den Garten und überließen nachdem sie sich gegenseitig wacker begossen dem brennenden Sonnenstrahl das Experiment. Wie sie zurückkamen läßt sich denken.

## Der treue Budel.

Ein armer Mann, Namens Sulpice, der sich zu betteln schämte, suchte durch die Anwendung seines Talents die Flöte zu blasen, auf den öffentlichen Plätzen menschenwogenden Paris sein tägliches Brod zu erwerben. Ein Budel war sein steter Begleiter. Eines Tages, an dem der Gewerb für Sulpice beträchtlich ausgefallen war, suchte er sich die früheren Hungertage in einem Gasthöfe zu entzädigen, vergaß hieben auch seinen Begleiter nicht, und bald schliefen wohlgesättigt Herr und Budel ein. Ein Gast bemerkte bey Sulpice die Flöte und wußte sie ihm mit solch einer Gaunerfertigkeit zu entwenden, daß weder die übrigen Gäste noch die Aufwärter etwas bemerkten. Sulpice erwachte gegen Abend und da sich die Gaststube bereits mit neuen Gästen gefüllt hatte, so wollte er wie gewöhnlich mit seinem Flötenverdienst beginnen. Allein weg war die Flöte! Man kann sich den Jammer des Unglücklichen vorstellen, dessen einziger Reichthum in dieser Flöte bestand, die er seit zwanzig Jahren besaß. Trostlos verließ er mit seinem Budel die Gaststube und schwankte die Straße ohne zu wissen wohnl., fort. So war er schon einige Zeit gegangen, als bey dem Umbiegen um die Ecke einer Gasse, sein ihm vorgelaufener Hund plötzlich sich gegen ihn lehrte, fröhlich an ihm aufsprang, und ihn auf alle mögliche Weise am Weitergehen zu verhindern suchte. Sulpice hlerüber auf



leß  
gossen  
verb  
zuden.  
  
ple  
h die  
e des  
Bro  
teit  
En  
allen  
tag  
erga  
ball  
ein  
öte  
ner  
die  
was  
end  
uen  
ges  
be  
tan  
hen  
eser  
ren  
del  
hne  
von  
m  
im  
hi  
nd  
en  
d

gebracht, stieß ihn von sich. Allein der Hund ließ sich nicht irre machen; klaffend sprang er seinem Herrn nach, zerrte ihn am Rock, und weder Stoße noch Schläge konnten den Hund dahin bringen, seinen Herrn ruhig des Weges gehen zu lassen. Endlich fiel Sulpice das Benehmen seines Hundes doch auf. Er blieb stehen und überdachte, was derselbe denn eigentlich damit wolle. Jetzt erst hörte er Flötentöne hinter sich. Das Herz fieng ihm an zu schlagen ohne daß er sich die Ursache zu erklären wußte; der Pudel zerrte wiederholt an seinem Rocke um ihn zum Zurückgehen zu nöthigen. Dunkle Zweifel bewogen ihn, den Flötenton näher zu gehn. Der Pudel vermehrte nun seine Lärblosungen, sprang hastig vor ihm her, und fieng besonders vor dem Hause, aus dem die Flötentöne schallten, aufs heftigste zu bellen an. Sulpice horchte, ward immer aufmerksamer, und bald giengen die dunkeln Zweifel in ihm zur Ueberzeugung über. Sein Pudel war schon einigemal die Treppe hinauf und hinab gerennt. Er entschloß sich nun selbst, die Treppe hinauf zu steigen, wie ein Blitz schoß der Pudel voraus, und krochte wie unsinzig an der Thüre des Flötenbläzers. Sulpice pochte zugleich an. Auf diesen Lärm öffnete der Gesuchte mit der Flöte in der Hund, die Thüre. Auf den ersten Blick schrie Sulpice: „Dies ist meine Flöte! bey Gott, sie gehört mir, mein Name muß auf der Klappe stehen!“ Er wies dem Unbekannten den Namen. Bestärkt über das plötzliche Erscheinen, überzeugt durch den Namen, stellte der Entwender, — denn das war er, — nach einigen Worten zu seiner Vertheidigung, Sulpice die Flöte wieder zurück. Dieser, überglücklich, wieder im Besitze seiner Flöte zu seyn, that auf jede

andere Genugthung Verzicht. Er umarmte vor Freude seinen Hund, dem er die Wiedererlangung seiner Flöte zu danken hatte, lehrte mit ihm in das Gasthaus zurück wo er mit Freudentränen den anwesenden Gästen den ganzen Vorgang erzählte, ihnen einige Stückchen vorblies, und von den reichlichen Gaben, die ihm diesen Abend zuslogen seinen Pudel — wie die Pariser sagen — en Roi traktierte.

### Gesundheitskunde.

Man hat zu Martinique ein neues Mittel gegen die Lungenschwindsucht entdeckt, eine Krankheit, die bis daher die Kuppe der Arzneikunde war. Diese trostliche Arznei ist nichts anders als die Alconoque, welche im spanischen Amerika ohne Cultur als Baum wächst. Dieser wurde von einem Schiffskapitän, welcher dessen herrliche Wirkung selbst an einem Kaufmann von Martinique, Hrn. Badolet, zu bemerken Gelegenheit hatte, nach Frankreich übergeführt. Auch findet man dieses Arzneimittel schon im Handel, in der Form von Scheitern von einem bis zwey Kilogrammes, wie das Sassafras-Holz. Um es anzuwenden, wird es in Pulver verwandelt und mit gutem Wein übergossen. Die Dosis ist fünf bis sechs Löffel voll täglich.

### Lebensregel.

Zum Laufen hilft nicht schnell seyn; zum Streit hilft nicht stark seyn; zur Nahrung hilft nicht geschickt seyn; zum Reichthum hilft nicht klug seyn; daß einer angenehm sey, hilft nicht, daß er ein Ding wohl kenne: sondern alles liegt an der Zeit und Glück.

## Der Lannis!

Der Hus Bauch, angifanenano 180016.

		Tron	baz.	pr.
Jäner 2. der Zeiß zalt vonnere Oblichazion	.	8	27	—
Hornig 30. am chesler rudi verloren	.	"	39	—
Christm. 26. wo die cheiserlige zerst mal dure si versofe	.	"	4	3
Merze 03. für 6 nünhemler, dem Würze chlaus	.	"	8	—
Aberele 41. dem chorber sami für im stal izlege	.	"	11	4
Meie 7. der narichter der schwarze chu es drauch gä	.	"	9	—
deito. dem züsi e lazierig,	.	"	4	2
deito. dem Hung es halsbang	.	"	02	—
Brachet 51. dem Bub züg für chuti und bandelung	.	4	81	—
unter drü male zame grächet		12	140	9

Hans chlay.

## Neue Art, Gänse zu brühen.

Die Geschichte hat sich im Canton X. zugetragen, ist aber dem Stelzfuß mitgetheilt worden, damit er selbiges zum Spaß und zur Warnung bekannt mache.

In der Gemeinde Y. ohnweit Z. lebte ein Schreiber, eigentlich aber seiner Profession ein Tischmacher, der aber wegen besonderm Eindunkel den Hobel mit der Feder vertauschte, wegen Kenntnißschwachheit in Notariats-Sachen zweymal verabscheidet wurde; nachher aber der Ehrenden Bauersame mit Geld auftreiben geträglich an die Hand gieng.

Da aber das Naschen an fremden Früchten eine seiner vorzüglichsten Leidenschaften war, und sein Nachbar ein artiges Kirschbaumchen hatte, von dem er auch gerne eine Kirsche plücken wollte; so wählte er eine schöne Sommerabend, holte was er gewünscht hatte, und wandelte damit auf seinem Liebespfade fort. Unvermuthet begegnete ihm ein Handwerksmann, welcher den saubern Paul Jonnes mit seiner lochrigheten Fregatte sogleich erkannte.

Um aber des gehässigen Nachfragens enthoben zu seyn; nahm unser Corridon seine Gepse hervor, und schmiß dem Handwerkermann eine Handvoll Schnupftaback ins Gesicht; der Handwerkermann aber, solchen Spaß nicht verstehend, packte Mr. Corridon beym Kragen, und wußte durch eine handveste Wendung das oberste zu unterst zu kehren, und husch damit in den nahen Brunnen hinein, dort schwaderte er den Tabacklieferanten so tüchtig in der Gänsebrühe herum, daß ihm hören und sehen vergieng. Nachdem nun der Badmeister glaubte, die Liebesglut des Hobelmeisters sattsam abgekühlzt zu haben, ließ er ihn laufen, und das wohlverdiente Hohngelächter einer Menge Zuschauer, die die Badekur zu so ungewohnter Zeit herbeigeflökt hatte, begleitete ihn.

Wie seine kranke Frau ihn mag empfangen haben, und wie die unausbleibliche Gardinen-Predigt mag gelautet haben, werden wir — wenn unser Correspondent Wort hälttet, im künftigen hinkenden Bott mit dem englischem Hobel ausgearbeitet mittheilen.

O Hans, we du no meh wotsch bade,  
Du wart nit bis um Mitinacht;  
Es chönter a der G'sundheit schade,  
U hei scho möngem ds'Fieber g'macht.  
Glaubs numme Hans, und folgmer doch,  
Es ist eim bas we d'Hosen troch.

### Der Zollner und der Maulesel.

Als ich bey der Zollstadt die unfern  
meines Geburtsortes liegt, anlangte, da  
kam ein Reisender auf einem Maulthier  
geritten, und ritt bey der Zollstätte vorbei  
ohne sich zu melden. Der Zöllner ließ ihm  
nach und sagte ihm: daß dies unverschämt  
wäre, den Zoll abzufahren, und schrie da-  
bei so laut, daß das Maulthier auch ansiegt  
zu schreien. Der Reisende stieg an zu  
lachen und sagte: „ich sehe wohl, wir leben  
nicht mehr zu Bileams Zeiten, damals hat  
nur einer gesprochen, und jetzt sprechen  
zwei zusammen.“

### Der getrostete Wittwer.

Ein junger Mann, dessen Ehefrau ver-  
storben, benutzte schon die zweyte Nacht, als  
seine Frau noch todt im Hause lag, aus  
Melankolen zu einem lustigen lustigen Keller-  
mädchen, das auf seinen guten Bürg hln,  
in kurzer Zeit beynahe Cr. 400. fürgespart  
hatte — bis am heitern hellen Morgen zum  
Abendsitz und Bettvertreib zu geben. Er  
ließ also seine verstorbene Frau ohne Licht  
und ohne Bewachung selbige ganze Nacht  
ihrem Schicksal über, und Sonntag darauf,  
nachdem seine Ehefrau den Tag vorher be-  
erdiget worden war, gieng er nach der  
Papiermühle, tanzte und machte sich lustig,  
gieng gleich den folgenden Tag mit seiner  
neu Verlobten nach der Stadt, gieng zu  
einem Schreiber — und ließ das Ehever-

löbniss förmlich zu Papier bringen. Obschon  
nun sein Geldbeutel ganz durchsichtig ge-  
worden, so gieng er dennoch zu einem  
Kutscher, lehnte ein Fuhrwerk, und reiste  
mit seiner neuen Braut nach dem O—land,  
um die 24000 Pf. welche selbige im Ver-  
mögen haben sollte — zu behändigen. Der  
Schreiber und Kutscher wünschen daher —  
daß dieses Weibergut wenigstens so welt  
reichen möge — daß sie für ihre hier seitigen  
Ansprachen möchten befriedigt werden  
können.

### Diensten-Zeugniß.

Herr Schnips von der Stabellenburg  
ein berühmter holländischer Notar, hatte  
das Unglück eine Dienstmagd zu dingen, die  
als ein rechter Wehrwolf ihn, den ruhigen  
Gelehrten, fast zur Verzweiflung brachte.  
Er entließ sie mit dem Zeugniß, daß wäh-  
rend dieser ganzen Zeit ihre Aufführung so  
beschaffen gewesen, daß ich gar keine Ursache  
hatte mit ihr zufrieden zu seyn, indem sie im  
höchsten Grad trag, unreinlich und unge-  
horsam war, auch sich öfter grober Schnips-  
reden gegen seine Meisterleute, Nachbaren  
und seine Nebendienste schuldig gemacht hat.  
Dieselbe hat übrigens einen unmenschlichen  
Appetit, so daß ich für ratsam gefunden  
habe, alle Eßsachen hinter das Schloß in  
Sicherheit zu bringen, sonst ist solche, so  
viel mir im Wissen, treu.

### Ein Traum.

Lustig ist was einem Bauern begegnete. Er  
hatte am Tage unvermuthet ein Wildschwein im  
Walde angetroffen. Davon träumte ihm in der  
Nacht, und dünkte ihn er sei auf der Jagd; da  
schrie er denn im Schlaf überlaut: „Hui Sau!“  
So daß seine Frau darob erwachte und fragte:  
„Haus! was wir mit mir?“